

Robert Kohlrausch

# Der goldene Fels

Kriminalroman





Robert Kohlauch

Der goldene Fels

Kriminalroman

Alster-Verlag, Hamburg  
1915



## Erstes Kapitel

»Du, Schwiegerpapa, hast du jetzt noch einen Augenblick Zeit für mich?«

Der junge Mann, der so fragend ins Zimmer trat, war ein schöner Mensch mit merkwürdig leichten, elastischen Bewegungen. Zwischen den fast immer lächelnd geöffneten roten Lippen sahen die Zähne leuchtend hervor, und in seinen braunen Augen war ein Glanz, der noch heller leuchtete.

Auf den alten Herren blieben seine freundlich gesprochenen Worte jedoch ohne Wirkung. Missmutig, unwirsch war der Ton, in dem er antwortete: »Ob ich Zeit habe, gerade jetzt, eine halbe Stunde vor unserer Gesellschaft?«

Der andere trat nahe zu ihm heran, legte seine fein geformten, gepflegten Hände mit leichter Bewegung auf seine Schultern. »Ja, Schwiegerpapa, darum habe ich diesen Moment gerade gewählt. Ich wusste, dass du um diese Zeit nicht mehr arbeitest.«

»Ich arbeite nicht, weil jede Gesellschaft, bei der ich den Wirt spielen muss, mich immer vorher nervös macht. Ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen, wenn ich auch dagegen abgebrüht sein sollte. Man muss doch überlegen, was man mit seinen Gästen reden will, man muss doch auch bei Tisch ein paar Worte sagen.«

»Ach, damit quäl dich nicht, es ist sowieso nicht mehr Mode.«

»Bei mir ist es Mode, mein lieber Schwiegersohn. Und ich will bleiben, was ich bin, was ich durch eigene Kraft und Arbeit geworden bin. Das merke dir gefälligst.«

Die beiden Männer standen wie die Vertreter von zwei verschiedenen Welten einander gegenüber. Ein Mann der Lebensluft gegen einen Mann der Arbeit. Und ähnlich gegensätzlich in seiner Einrichtung war auch das Gemach, in dem sie sich befanden. Manches darin war elegant, modern und kostbar: der große Diplomatenschreibtisch aus grau gebeiztem Holz mit neuzeitlichen Beschlagen, der vor dem Fenster stand, ein paar tiefe,

braunrote Lederklubsessel, ein weicher Smyrnateppich in Dunkelgrün und Schwarz, der den ganzen Fußboden bedeckte. Der hohe Geldschrank, der an der Langwand rechts vom Fenster neben einem vorspringenden Schornstein aufgestellt war und im hellen Glanz polierten Stahls leuchtete, gab dem Raum den Charakter eines Büros oder Arbeitszimmers. Unmittelbar daneben war eine Gruppe von ganz alten und ganz einfachen Möbelstücken vereinigt. Hier stand ein zweiter, dünnbeiniger Schreibtisch aus Eschenholz mit vielfach abgestoßenem Furnier, ein dazu passender steifelniger Stuhl mit Korbgeflecht im Sitz. An der Wand hingen ein paar Öldruckbilder in schmalen bescheidenen Goldleistenrahmen, von denen das eine die große Brücke von Brooklyn, das andere eine kitschige Heimkehr von der Arbeit wiedergab. Zwischen diesen beiden Bildern war in prunkvoll protzigem, verschnörkeltem Goldrahmen ein gut gemaltes, lebensgroßes Ölbild von dem Älteren der beiden Herren zu sehen, das noch zu ähnlich war, um schon alt sein zu können. Er stand auf dem Bild mit in den Rockverschluss gesteckter Hand und erhobenem Kopf, als ob er sagen wollte: »Seht her, zu meinen Füßen hier habt ihr die Zeugen meiner bescheidenen Vergangenheit, hier bin ich selbst als das, was ich geworden bin.«

In Wirklichkeit sah er noch gewöhnlicher aus, als der Maler ihn dort an der Wand wiedergegeben hatte. Vorspringende Zähne schoben die Lippen unter dem angegrauten Schnurrbart vor, das Fleisch über dem halblangen Backenbart war aufgedunsen, die Nase kulpig, die klug und listig blickenden Augen waren klein, wie zugeschwollen. Es war keine gerade, feste Linie in dem ganzen Gesicht, es lag neben einer tüchtigen Portion von Schlauheit eine gewisse selbstzufriedene Gutmütigkeit in den Zügen dieses Mannes. Er pflegte seine Reden häufig durch einen kurzen, zweimaligen Husten zu unterbrechen, der beinahe wie ein tiefes Bel-len klang und offenbar mehr Angewohnheit als Notwendigkeit war. Und ihm gegenüber nun dieser junge, kaum dreißigjährige Mann, der größer, zierlicher und schlanker war als er und mit

seiner ein wenig ausländischen Bewegungsanmut in selbst verständlicher Sicherheit vor ihn hingetreten war. Dessen rote Lippen in dem bartlosen, frischen Gesicht scheinbar nur zu lachen, zu küssen oder zu schmeicheln verstanden. Das Einzige, was diesen weichen Zügen einen Ausdruck von verhaltener Energie verlieh, waren zwei tief in die Stirn eingegrabene Vertikalfalten, die von verborgener Gedankenarbeit hinter dieser schön gewölbten Stirn sprachen.

Beide Herren waren schon im Gesellschaftsanzug mit weit sichtbarer, heller Hemdenbrust, weißer Binde und Frack. Der des Älteren aber war altmodisch und schlug auf dem krummen Rücken verschiedene Falten, der des anderen war ein Muster modernster Eleganz. In seiner Weste steckte ein seidenes Miniaturtaschentuch, ein goldenes Kettenarmband blitzte am rechten Handgelenk.

»Na, wenigstens will ich hoffen, dass du mir nicht schon wieder mit Geldgeschichten kommst.«

»Liebster Schwiegerpapa, diese Hoffnung muss ich enttäuschen. Das Geld ist nun einmal rund und rollt. Manchmal mit unheimlicher Geschwindigkeit.«

»Hast du etwa gar wieder gespielt?«

»Gott bewahre, Schwiegerpapa! Das fällt mir ja nicht im Traum ein. Aber es gibt nun einmal gewisse Forderungen des modernen Lebens, die man erfüllen muss, wenn man auf der Höhe bleiben will.«

»Ach was, Unsinn! Modernes Leben! Arbeiten soll man, verdienen. Und was man verdient, für seine Kinder zurücklegen. Denk an deinen Jungen, an den Hans!«

Der andere antwortete nicht, bei der Erwähnung seines Kindes ging es wie der Abglanz eines guten, tiefen und freundlichen Gefühls über sein Gesicht.

»Wenn ich mein Leben lang nicht gearbeitet hätte, ich wohnte nicht hier in dieser Villa, das kann ich dir sagen. Du dann selbst verständlich ebenso wenig. Wie ein Pferd habe ich gearbeitet!

Wenn ich noch daran denke, wie ich damals mit ganzen zehn Pfennigen in der Tasche nach Berlin gekommen bin, buchstäblich mit nicht mehr als zehn Pfennigen, als einfacher Schlossergeselle ...«

»Ja. Papachen, das hast du mir schon erzählt.«

»Du scheinst es vergessen zu haben, Karl Georg. Darum erinnere ich dich daran. Bilde dir nur nicht ein, dass ich mich deshalb schämte. Im Gegenteil, ich rühme mich dessen, dass ich mich so heraufgearbeitet habe. Dass aus dem armen Schlossergesellen mit nur zehn Pfennigen in der Tasche der Kommerzienrat Helbig geworden ist, von dem achthundert Beamte und Arbeiter abhängen. Ich sage das jedem, der es hören will.«

»Warum denn auch nicht? Es ist ja doch nur ehrenvoll für dich.«

»Also nimm dir ein Beispiel an mir. Arbeite, arbeite, arbeite! Dann kommt auch das Geld. Ich habe dir den Posten in meiner Fabrik hier gegeben, obwohl du auf deinen drei technischen Hochschulen nur gebummelt und nichts gelernt hast. Du lieber Gott, ich bin in meinem Leben auf keiner Hochschule gewesen, aber ich verstehe von der Technik und vom Geschäft im kleinen Finger mehr als du.«

Ein wirklicher Hustenanfall unterbrach ihn für einen Augenblick. Er wurde dabei sehr rot, presste seine linke Hand auf die Brust und stöhnte: »Ach, mein Herz, ach, meine armen Nerven!«

»Das kommt vom zu vielen Arbeiten, Schwiegerpapa.«

»Ach was, Unsinn! Und wenn es davon kommt, und wenn ich einmal draufgehe, dann sterbe ich wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld.«

»Davon wollen wir nicht reden. Du bist ja doch erst vierundsechzig, nicht wahr?«

»Bitte, noch nicht ganz zweiundsechzig. Das genügt gerade. Ach, es ist scheußlich, scheußlich, dass man alt wird. Doch fein ist es nicht von dir, mich daran zu erinnern.«

»Ich fragte doch nur so.«



»Jawohl, wie die lieben Schwiegersöhne so fragen, wenn der Alte kein Geld geben will. Wozu denn in Dreiteufelsnamen brauchst du schon wieder Geld?«

»Ich kann es nicht gut mit ansehen, dass Martha so kurz von dir gehalten wird. Sie hat noch nicht einmal ein Auto. Jeder anständige Mensch muss das doch heute haben.«

»Du, bitte, die Martha schiebe mir dabei nicht vor. Meine Tochter ist von meiner Art, einfach und solide. Die macht es wie ich und fährt mit Vergnügen auf der Trambahn, wenn sie zur Stadt will. Aber dir könnte das passen, im Auto vor deiner vornehmen Bagage dort im Kurhaus zu protzen.«

»Wenn du sie so bezeichnest, warum lädst du sie dann zu deinen Gesellschaften ein?«

»Ach, das tue ich natürlich dir zuliebe.«

»So? Ich dachte, du hieltest ein paar adlige Namen auch für einen ganz hübschen Tafelschmuck.«

»Unsinn. Übrigens denke ich nicht im Traum daran, dir ein Auto zu kaufen. Du weißt auch, dass ich damit nur in deinem und Marthas Interesse handle. Dass alles, was Ihr bekommt, von ihrem dereinstigen Vermögen abgezogen wird.«

»Ich weiß es.« In diesem Augenblick zum ersten Mal verlor seine Stimme den heiteren Ton, in dem immer ein Lachen zu schlafen schien, und wurde hart und kalt. Auch der frohe Glanz in den Augen erlosch. Die Falten auf der Stirn gruben sich tiefer ein.

»Und wenn ich es zur rechten Zeit gewusst hätte, dann ...«

»Was dann? Ich habe es dir am Tag vor deiner Hochzeit gesagt, alle meine drei Kinder stehen darin gleich. Wer von ihnen heiratet, bevor er mündig wird, nur Martha hat es ja wirklich getan, lebt bis zum Tag der Mündigkeit gut und auskömmlich auf meine Kosten. Von diesem Tag ab wird alles, was er über einen bestimmten Zuschuss hinaus von mir bekommt, von seinem einmaligen Vermögen abgezogen. Habe ich dir das damals gesagt oder nicht?«

»Am Tag vor der Hochzeit, jawohl. Als wir dreimal von der

Kanzel herab aufgeboden waren und als die Hochzeitsgäste beinahe schon vor der Tür standen, da hast du mir es gesagt.«

»Es war früh genug, du hättest immer noch zurücktreten können.«

Der Schwiegersohn unterdrückte mit Gewalt eine Antwort und versuchte wieder sein gewohntes Lächeln. Auf seinen Wangen bewegte sich die Haut ein wenig von den darunter aufeinander arbeitenden Kiefern. Er atmete mit einem leise pfeifenden Ton durch die Nase und sagte: »Du willst mir also kein Geld geben, Schwiegerpapa?«

»Fällt mir nicht im Traum ein. Du hast hier freie Wohnung und Unterhalt in meinem Haus, hast einen ganz anständigen Zuschuss, hast in der Fabrik ein Gehalt, weit über deine Leistungen hinaus, das genügt für vernünftige Ansprüche. Wenn ich daran denke, wie es mir gegangen ist in deinem Alter ...«

»Na, da lassen wir es gut sein.« Er wandte sich um und ging zur Tür. Als er sie geöffnet hatte, stand eine schlanke Frauengestalt vor ihm. Sie war gleich den Männern bereits in Gesellschaftstracht. Ein Kleid aus weißen Spitzen hob ihre hohe Figur schön hervor. Ein Perlenhalsband und eine tiefrote Rose im dunkelbraunen Haar waren ihr einziger Schmuck. Das Gesicht war bleich und ein wenig müde, sodass die großen, dunklen Augen doppelt stark darin wirkten. Sie sah dem Kommerzienrat auffallend ähnlich, doch alles, was in seinen Zügen plump und gewöhnlich war, zeigte sich hier durch festere Linienführung und einen Ausdruck von geistigem Adel verfeinert.

»Sieh, Martha, du?«, sagte der junge Mann mit freundlichem Kopfnicken. »Siehst ja famos aus! Die reine Fürstin!«

Die Lippen öffnend, schien sie reden zu wollen, fand keine Worte, sondern beugte nur stumm den Kopf mit leichter, fremder Begrüßung. Ihr Gesicht blieb unverändert. Ein Schleier von stiller Schwermut lag darauf. So ging sie an ihm vorüber auf Helbig zu.

Der andere stand noch eine Sekunde lang, ihr nachschauend,

lachte dann leicht auf und bewegte die Schultern, als ob er sagen wollte: »Nun, dann nicht.«

Gleich darauf hatte sich die Tür hinter ihn geschlossen.

»Könntest gegenüber deinem Mann auch etwas liebenswürdiger sein«, brummte Helbig. »Du gehst überhaupt seit einiger Zeit mit einer wahren Leichenbittermiene herum. Hast ihn dir doch selbst ausgesucht, gar nicht zu meiner Freude. Seine dicken Fehler hat er, aber was der Mensch sich eingebrockt, muss er auch aufessen. Übrigens, ist es wahr, dass du gern ein Auto haben möchtest?«

»Ich, ein Auto, hat er das gesagt?«

»Nicht ganz direkt. Aber Geld hat er haben wollen, um sich eins zu kaufen.«

»Ich brauche kein Auto.« Sie atmete tief, als müsste sie die Brust von etwas freimachen. Dann sagte sie rasch: »Ich komme wegen der Gesellschaft. Regierungsrat Rüger hat im letzten Augenblick abgesagt. Er ist krank. Wir müssen die Plätze verändern.«

»Du lieber Gott, auch das noch! Soll ich denn keinen Augenblick zur Ruhe kommen?«

»Ich habe die Tischordnung mitgebracht. Wir haben zum Glück einen Herrn zu viel infolge der gestrigen Absage, da lässt sich die Sache schon machen. Es ist nur nicht leicht, einen passenden Herrn für Frau von Stoiben zu finden. Wen soll ich ihr geben?«

»Lass einmal sehen. Hier sitzen ja zwei Herren nebeneinander. Da muss einer davon einspringen.«

»Ich habe das auch gedacht. Also Herr Ebisberg.«

»Ebisberg, nein. Er ist ein reicher und eleganter Kerl, aber für die Stoiben müssen wir einen Titel haben. Du musst ihr den Herrn von Hofen abtreten. So geht es, du sitzt auf die Weise neben Ebisberg.«

Eine Sekunde lang zögerte sie, bevor sie antwortete. Dann hob sie den Kopf mit entschiedenem Ausdruck. »Nein, Vater. Ich sit-

ze nicht neben Ebisberg.«

»Du lieber Gott, was hat er dir denn getan? Ist es denn ein Verbrechen, dass er dir einmal den Hof gemacht hat? Sonst nehmen es die Frauen doch nicht übel, wenn man sie schön findet und in sie verliebt ist.«

»Er hat mich nicht schön gefunden und ist nicht in mich verliebt gewesen. Eine feste Geschäftsverbindung, das war alles, was er wollte.«

»War auch noch gar kein schlechter Gedanke. Diese beiden verwandten Geschäfte später einmal in einer Hand, mir wäre das ganz recht gewesen. Aber wir wollen es ruhen lassen, ich habe mich damals genügend geärgert. Jedenfalls muss Hofen bei der Stoiben sitzen. Und wenn du nun einmal eigensinnig bist, muss Ebisberg den Platz mit einem anderen tauschen. Aber mit wem, das müssen wir sehen.«

Ein paar Vorschläge, die sie machte, wurden von ihrem Vater verworfen. Dann sagte sie rasch, mit ein wenig rauer und unsicherer Stimme: »Wie wäre es mit Burkhardt?«

»Neben dir? Mein Untergebener, mein Ingenieur, der Sohn meines Werkmeisters? Nein, liebe Martha, das machen wir denn doch nicht.«

»Wir haben als Kinder zusammen gespielt. Er war mein bester Freund. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet, ein warmes Leuchten war in ihren Augen aufgewacht.

Der Kommerzienrat bellte seinen doppelten Husten. »Ach was, das waren Kindereien. Die muss man vergessen, darf sie nicht ins Leben mitnehmen. Du bist meine Tochter, musst auf dich halten, musst mein Haus repräsentieren, wo deine gute Mutter nicht mehr lebt. Ich weiß jetzt, wie wir es machen. Wir lassen den Herrn Zebosek mit Ebisberg tauschen.«

»Ja, Vater, das tun wir. So geht es, ich danke dir.«

»Und nun mach, dass du hinauskommst. Und lass niemanden zu mir herein. Ich muss noch meine Rede memorieren.«

»Dich soll niemand stören, ich Sorge dafür.«

Sie ging rasch hinaus. Ihr Gang war von eigener schwebender Sicherheit. Nur ein kaum vernehmbares Knistern ihres weißen Kleides begleitete die leichte Bewegung.

Der Industrielle nahm ein Manuskript aus der Tasche des Fracks, murmelte halblaut vor sich hin, was dort aufgeschrieben war und ging dabei zwischen dem alten und dem neuen Schreibtisch in gleichmäßigem Wechsel hin und her. Mitunter warf er auch einen liebevollen Blick zu seinem gemalten Abbild an der Wand hinauf.

Eine Stunde später war die Gesellschaft im reichlich stark vergoldeten Empfangssalon des oberen Geschosses beinahe vollzählig versammelt. Mit wichtigem, rotem Gesicht stand Helbig in der Nähe der Tür, um die noch ankommenden Nachzügler zu begrüßen und einander vorzustellen. Seine Tochter nahm die Stelle der Hausfrau neben ihm ein. Das leichte Rot war noch auf ihren Zügen, das im Gespräch mit ihrem Vater bei der Nennung des Namens Burkhardt auf ihren Wangen erschienen war. Doch blickten ihre braunen Augen unter den lang bewimperten, leicht gesenkten Lidern auch jetzt mit schwermütigem Ernst hervor.

Ein eben eintretender Herr wurde vom Kommerzienrat als Herr Zebossek, ein Sohn der Balkanstaaten, vorgestellt, worauf dieser mit einem sanften trüben Lächeln und ein paar müden Verbeugungen antwortete. Seine Kopfhaltung schien den Statuen des Antonius abgelauscht, und auch in weicher Formenschönheit erinnerten Gesicht und Figur daran. Das braune, seidige, leicht gelockte Haar, die dunklen, meist nach unten blickenden Augen, der gekräuselte Schnurrbart über den vollen Lippen, alles war sanft und weich.

Der Geschäftsmann nannte die Namen der neben ihm Stehenden: »Meine Tochter, Frau de la Motte-Renée; Herr Professor de la Motte-Renée; mein Schwiegersohn, Ingenieur de la Motte-Renée, ach; den kennen Sie ja; Herr von Hofen, auch ein Kurgast in unserem Bad wie Sie; Herr Burkhardt, Ingenieur in meiner Fabrik.« Während er aus dem volltönenden französischen Adels-

namen de la Motte-Renée mit einem gewissen Behagen verweilte und ihn möglichst oft nannte, glitt er über den des Ingenieurs Burkhardt mit leichter Nichtachtung hinweg, als ob er sagen wollte: »Mein Untergebener, kein besonders wichtiger Mensch.« Nur zwei Personen gaben auf diese seine Nuance des Tons acht. Martha war eine von ihnen. Sie wandte bei den Worten des Vaters den Kopf nach Burkhardt hin und sah mit einem sonderbar gemischten Ausdruck in sein finsternes Gesicht. Bitte, Frage, Forschen waren zugleich darin. Ablehnung und Vertrauen schienen sich in ihm zu bekämpfen. Mit weit geöffneten Augen trank Burkhardt ihren Blick, doch kam kein Lächeln oder sonst eine Spur von Weichheit in seine düsteren Züge. Seine kraftvoll untersetzte, prächtig muskulöse Figur, die, der herkömmlichen Gesellschaftstracht widerstrebend, nach einer anderen, stilvollen Kleidung zu verlangen schien, trug einen Kopf, der mit seinen vollen, ausgeworfenen Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart und mit seinem dichten, gleichfarbige, leicht gekrausten Haar einen Anklang ans Negroide hatte. Das Weiß in seinen Augen trat neben den dunklen, brennenden Pupillen stark hervor.

Außer Martha war es noch Herr von Hofen, der den Ton in Helbigs Worten bemerkte. Mit einem leichten, maliziösen Zucken um seinen Mund und einem raschen, spöttischen Blick auf den Kommerzienrat schien er ein Selbstgespräch ohne vernehmliche Worte zu begleiten. Sein Lächeln hätte sich vermutlich noch verstärkt, wenn er gehört hätte, was der Kommerzienrat eben dem Herrn Zebosek zuflüsterte: »Der Professor de la Motte-Renée, und mit ihm natürlich auch mein Schwiegersohn, stammt von sehr altem französischen Adel, eine Emigrantenfamilie, die Vorfahren waren mit Ludwig dem Vierzehnten verwandt.«

»Kann man gut sehen«, erwiderte der sanfte, müde Herr Zebosek in gebrochenem Deutsch und mit einem dunklen slawischen Akzent. »Sind Erscheinungen beide ... sehr vornehm!«

Die Tür hatte sich wieder geöffnet, und ein letzter verspäteter Gast erschien. Es war ein Mann von kaum dreißig Jahren, aber

hager und verlebt, mit grauer Gesichtsfarbe. Was dem Körper an Frische fehlte, schien jedoch ein starker, selbstbewusster Wille vollauf zu ersetzen. In der festen und sicheren Art schon, die der Herr beim Durchschreiten der geringen Entfernung von der Tür zum Hausherrn zeigte, lag ein anspruchsvolles Betonen der eigenen Persönlichkeit, als ob er sagen wollte: »Hier bin ich, macht mit Platz!«

Der Kommerzienrat wendete sich mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit ihm zu. »Na, mein lieber Ebisberg, da sind Sie ja endlich. Je später der Abend, umso schöner die Gäste.«

»Ich muss um Entschuldigung bitten«, erwiderte der Angeredete mit nachlässig hochmütigem Ton. »Sie wissen ja, die Geschäfte. Mein Vater telegraphierte mir, als der Wagen schon vor der Tür stand. Ich musste das erst erledigen.«

»Aber natürlich. Wie geht es denn Ihrem Herrn Papa, meinem lieben, alten Geschäftsfreund?«

»Gut, ich danke. Darf ich bitten, mich vorzustellen?«

»Ja, ja, gewiss. Die meisten von den Herrschaften werden Sie von Ihrer früheren Tätigkeit hier bei mir in der Fabrik schon kennen. Nur Herrn Professor de la Motte wohl noch nicht, den Vater meines Schwiegersohnes, und hier Herrn von Hofen. Herrn Zebossek, ich führe Sie nachher noch zu den anderen Herrschaften.«

Ebisberg machte seine Verbeugungen mit einer kurzen, knappen scheinbar widerwilligen Kopfbewegung.

»Er trat mit einem großen Schritt und einem gemurmelten *Gnädige Frau*, zu Martha, vor der er sich etwas tiefer, aber ebenso knapp verbeugte, um ihr die Hand zu küssen. Als er den Kopf hob, fiel sein Blick auf den Ingenieur Burkhardt. Ein ganz leises Lächeln glitt über sein hageres Gesicht. »Ah, der Herr Burkhardt. Wir kennen uns ja auch.«

»Ja, wir kennen uns.« Die gesellschaftliche Phrase verwandelte sich merkwürdig in Burkhardts Mund. Sie gewann einen feindlichen, drohenden Klang, und in seinen Augen erschien ein gleich drohendes Leuchten. Dabei richteten sich seine Blicke fest

und unverwandt auf eine Stelle von Ebisbergs Gesicht, wo sich dicht unter dem Haar auf der Stirn eine tiefe Narbe deutlich abzeichnete. Und Ebisberg schien den Blick zu fühlen.

Er lachte kurz auf, sein Lachen war hart wie seine Stimme, wandte sich ab und begann ein Gespräch mit Helbig, der die kurze Szene kaum bemerkt hatte. Doch wurden sie bald unterbrochen. Der Diener trat herein und flüsterte dem Kommerzienrat eine Meldung zu, worauf dieser mit erhobener Stimme weithin schallend in den Gesellschaftsraum hineinrief: »Darf ich bitten, meine Herrschaften? Wir wollen jetzt einen Löffel Suppe essen.«

## Zweites Kapitel

Mit einer korpulenten Generalin am Arm, auf deren Haupt ein Reiherbusch nickte, war der Kommerzienrat seinen Gästen in den Speisesaal neben dem Salon vorangeschritten. Wohl sechzig Personen waren ihm gefolgt und erfüllten jetzt, um eine hufeisenförmige Tafel geordnet, mit ihren zu Beginn des Festes noch gedämpften Stimmenden den weiten Raum. Weiße Säulen trugen eine weiße, gewölbte und kassettierte Decke. Zwischen den Säulen war mattblauer Seidendamast über die Wände gespannt.

Ein Bild nur befand sich im Saal, dieses aber von riesigen Dimensionen *al fresco* auf die eine Langwand gegenüber den vier hohen Bogenfenstern gemalt. Es war ein Familienbild zum höheren Ruhm des Hauses Helbig. In der Mitte der Vater des Kommerzienrats mit segnend ausgebreiteten Händen. Er glich einem ehrbaren Schuhmachermeister, was er auch in Wirklichkeit gewesen war. Um ihn her gruppieren sich seine beiden Söhne, der Kommerzienrat und ein Bruder von ihm, während rechts und links die beiden von ihnen begründeten Fabriken stolz aus dem Zaubergarten mit abenteuerlich großen Blumen hervorwachsen.

Die Frauen und Kinder von diesen beiden ruhmvollen und begüterten Trägern des Namens waren, sich mehrfach liebevoll



umschlingend, um sie her geordnet; Martha, des Kommerzienrates Tochter, als halbwüchsiges, hageres Mädchen mit großen, dunklen, fragenden Augen. Helene, Helbigs ältere Tochter, trug eine Spindel in der Hand, um poesievoll anzudeuten, dass ihr Mann der glückliche Besitzer einer großen Baumwollspinnerei in Chicago war, während Kurt, ihr Bruder, als flotter Ulanenleutnant hoch zu Ross erschien. Weil des Kommerzienrats Bruder eine Fabrik für Eisenbahnwaggons errichtet hatte, stützte sich dieser Herr auf ein großes, geflügeltes Rad. Kommerzienrat Helbig selbst aber als Besitzer der weit bekannten Fabrik für Beleuchtungskörper hielt ein elektrisches Kabel, das vor ihm auf dem Boden sich gleich einer dunklen Schlange ringelte, während es aus der haltenden Hand in die Höhe stieg und hier einen besonders überraschenden Effekt bewirkte. Dort oben schwebte nämlich ein allegorisches weibliches Wesen, das einen halbkreisförmigen Kranz über die Familienmitglieder ausstreckte. Der Kranz war nicht gemalt, sondern plastisch aus Goldbronze getrieben. Glühlampen stellten in dem goldenen Laub die Früchte dar. Zu diesem Kranz kroch das gemalte Kabel hinauf und bewirkte scheinbar das prunkende Leuchten der strahlenden Lampen.

Frau von Stoiben, Hofens Tischdame, fühlte sich verpflichtet, ihrer Bewunderung für das reizende, symbolische Familienbild Ausdruck zu geben. Er sah sie von der Seite her an und sagte ruhig: »Der Maler soll Selbstmord verübt haben, als er sein Werk vollendet sah.«

Worauf sie bedauernd ausrief: »Oh, wirklich? Wie schade! Solch ein talentvoller Mensch!«

Sie verweilte jedoch nicht lange bei diesem Thema. Gleich der übrigen Gesellschaft war sie von einem Gegenstand hingegenommen, der schneller als gewöhnlich ein allgemeines, lebhaftes Gespräch entfacht hatte. Man war wegen einer Anzahl von kecken Verbrechen, Schwindeleien, Diebstählen in Aufregung, die den Aufenthalt in dem nahegelegenen großen Kurort, wo fast alle die

Anwesenden dauernd oder vorübergehend wohnten, seit kurzer Zeit recht ungemütlich machte.

»Und gerade hier alle diese Schrecklichkeit!«, rief Hofens Tischdame. »Hier, wo doch nur die beste Gesellschaft verkehrt.«

Er lächelte wieder sein ironisches Lächeln, das in dem gebräunten Offiziers- oder Jägerantlitz mit weißer Stirn, ganz kurz gehaltenem Haar und langem, blonden Schnurrbart allerlei kleine Fältchen zeigte, die verrieten, dass er älter war, als man auf den ersten Blick dachte. Was er antwortete, versetzte die Dame für einen Augenblick in stummes, verständnisloses Erstaunen.

»Vielleicht kommt es gerade davon, gnädige Frau. Denn die gute Gesellschaft hat Geld und Geld ist allen Übels Anfang. Bei denen, die es haben und bei denen, die es nicht haben.«

»Die es nicht haben?«, fragte sie hilflos.

»Jawohl. Denn die hätten es eben gern, und viele von ihnen lassen kein Mittel unversucht, um es auf möglichst bequeme Weise zu bekommen. Da gibt es dann manche kleine Verwirrung in der Moral. Und es entwickelt sich in den Geldgegenden ein üppiges Wachstum von Spielern, Betrügern, Fälschern, Dieben und so fort.«

»Ach, meinen Sie wirklich?«, fragte Frau von Stoiben und fasste nach ihrer Brillantbrosche, denn sie hatte wenige Minuten vorher von einer amerikanischen Millionärin gesprochen, deren Schmuck in der vergangenen Nacht im ersten Hotel des Kurortes geraubt worden war.

Dann wandte sie sich zum Nachbar auf ihrer anderen Seite, da dieser Herr von Hofen ihr ungemütlich wurde.

Der Kommerzienrat hatte gleich zu Beginn des Festmahls die Gäste mit ein paar Worten begrüßt, jetzt erhob er sich zu einer längeren Rede. Den Anfang machte die Geschichte von den zehn Pfennigen, die sich bei seiner Ankunft in Berlin gerade noch in seiner Hofentasche befunden hatten, und wunderbarerweise hatte sein Bruder genau dieselbe Summe bei seinem Einzug in Dortmund in der seinen gehabt. Doch der väterliche Segen hatte

auf ihnen beiden geruht, wohl deshalb segnete der Schuster noch so unermüdlich auf dem Wandgemälde. Von ihm waren Fleiß, Ausdauer und Beständigkeit auf ihrem Lebensweg mitgegeben worden.

»Arbeit, Arbeit, Arbeit!«, rief der Industrielle mit bebender Stimme, »ist unseres Lebens Evangelium gewesen. Ihr verdanken wir, was wir sind und was wir haben. Und wie dieses Haus, in dem ich Sie heute zu meiner Freude versammelt sehe, so ist auch das Deutsche Reich auf seiner Bürger Arbeit begründet. Als ein Mann treuer unermüdlicher Arbeit und Pflichterfüllung erhebe ich mein Glas und rufe: »Seine Majestät, unser allergnädigster Landesherr, unter dessen mächtigem Schutz Handel und Industrie so friedlich blühen können, er lebe hoch! Hurra! Hurra! Hurra!«

Mit gebührender Begeisterung stimmte die Festversammlung in den Ruf ein, und ein hinter Palmen verborgenes Orchester nahm alle Kraft für einen energischen Tusch zusammen. Bei der Ansprache des Kommerzienrates hatten zwei Personen, die gegenüber auf der anderen Seite der Tafel saßen, ein merkwürdig verschiedenes Verhalten gezeigt. Seine Tochter Martha hatte regungslos, mit einem schwachen, verlegenen Rot auf ihrem blassen Gesicht, unablässig vor sich nieder auf ihren Teller geblickt und leicht aufgeatmet, als die Rede zu Ende war. Sein Schwiegersohn dagegen, der bis dahin für seine Tischdame der lebenswürdigste, heiterste Gesellschafter gewesen war, hatte gleich unbewegt immerfort Helbig ins Gesicht geschaut. Jedes Mal, wenn des Redners Augen seinen spöttischen Blicken begegnet waren, hatte der Geschäftsmann einen seiner gewohnten Hustenanfälle bekommen, als ob die festen, unermüdlichen Blicke verwirrend auf ihn wirkten.

Helbig wurde nach glücklicher Absolvierung seiner Hauptrede sehr vergnügt. Nur wenn er von seiner eigenen Person und seiner Familie so recht eindringlich zu der Generalin an seiner Seite sprach, traten ihm zuweilen Rührungstränen in die Augen.

Zwischendurch trank er fleißig von den ausgezeichneten Weinen seines Kellers, nannte die Preise der verschiedenen Sorten und ermunterte die Herren in seiner Nachbarschaft, sich einzuschenken: »Prösterchen, Herr Ingenieur! Trinken Sie doch noch ein Glas von dem Lafitte, er steht ja vor Ihnen. Die Flasche davon kostet fünfzehn Em, so gut wird es Ihnen nicht alle Tage gehen.«

Der also angerufene Max Burkhardt wurde rot, hob jedoch höflich sein Glas gegen den Kommerzienrat, um es dann, als er es flüchtig mit den Lippen berührt hatte, wieder auf den Tisch zu stellen. Auch die Flasche ließ er still auf ihrem Platz. Das leichte Rot auf Marthas Gesicht vertiefte sich noch mehr, und sie warf einen raschen Blick zu Burkhardt hinüber, dessen Augen sich im selben Moment auf sie richteten. In den ihren schien eine stumme, verlegene Bitte zu liegen, in den seinen brannte düsteres Feuer. Und er kehrte seinen Blick sofort wieder von ihr ab.

Die Genüsse der Tafel steigerten sich, die Weine wurden immer schwerer, der Kommerzienrat hielt noch zwei Reden, die letzte auf das Andenken seines toten vortrefflichen Vaters, der immer noch an der Wand seine Söhne segnete, und endlich war die lange Sitzung vorüber. Nun gingen die Paare zunächst wieder in den Salon zurück, manche der Herren mit merkbar geröteten Köpfen. Martha hatte sich von ihrem Tischherrn eben mit einer leichten Verbeugung verabschiedet, als ihr Mann rasch neben sie trat.

Er sprach halblaut: »Du. Schatz ...«

Müde schaute sie zu ihm hin. »Was denn?«

»Du siehst heute Abend wieder großartig aus, phänomenal geradezu!«,

»Ist das alles, was du mir zu sagen hast?«

»Ist es nicht genug? Aber freilich. Schatz, da du fragst, ich hätte noch eine kleine Bitte an dich.«

»Und?«

»Könnten wir dies Vergnügen hier nicht ein wenig abkürzen und uns früher absentieren? Ich möchte noch etwas mit dir spre-

chen.«

»Sprich doch hier, jetzt gleich.«

»Hier, nein, ich möchte nicht gerne, so *coram publico* ...«

»Zeitiger fortzugehen ist ja nicht möglich für mich! Du weißt, ich muss die Hausfrau repräsentieren, da kann ich nicht gehen, ehe nicht alle Gäste fort sind.«

»Gewiss, das ist ja wohl richtig, nur ...«

»Hinterher stehe ich gleich zu deiner Verfügung, aber jetzt muss ich bleiben.«

»Na, dann später, noch viel Vergnügen, Schatz, und hinterher nett sein zu mir, nicht wahr?«

Sie gab ihm keine Antwort, ihre Züge wurden schlaff und müde. So stand sie einen Augenblick und sah auf das glatte Parkett vor sich nieder, wo sich der Kronleuchter als eine verschwommene Feuerkugel spiegelte. Dann hob sie den Kopf und blickte hinüber zu der anderen Seite des goldfunkelnden Raumes. Dort stand Max Burkhardt, allein und stumm.

Sie ging langsam, doch ohne wieder zu ihm hinüberzusehen, quer durch den Saal, sprach mit verschiedenen Damen ein flüchtiges Wort und kam so nahe zu seinem Platz heran. Er hatte mit brennenden, großen Augen und leicht geöffneten Lippen, über die der Atem in raschen Stößen kam und ging, ihr Kommen erwartet.

»Guten Abend, Herr Burkhardt«, sagte sie leicht hin, doch mit etwas unsicherer Stimme. »Wir haben uns vorhin so flüchtig begrüßt.«

Er suchte nach Worten und verneigte sich nur stumm, als er keine fand.

»Es ist schön, dass Sie zu unserem Fest gekommen sind. Wie haben Sie sich das Leben in Ihrem alten Haus eingerichtet?«

»Wie man sich das Leben so einrichtet, wenn ...«

»Wenn was?«, fragte sie, da er nicht weitersprach.

»Wenn es keinen anderen Zweck mehr hat als Arbeit.«

Ein paar Sekunden lang suchte nun auch sie vergeblich nach

einer Antwort. Sie fasste den zierlich aus Perlmutter und Spitzen gearbeiteten, zusammengelegten Fächer so, dass er eine kleine Brücke zwischen ihren Händen bildete. »Sie sind nun schon drei Wochen wieder hier, nicht wahr?«, fragte sie so leichthin, wie sie zuvor gesprochen hatte.

»Ja, drei Wochen. Ihr Herr Vater verlangte nach mir für die Fabrik. Sie wissen, dass ich ihm Dank schuldig bin. Er hat mir es ermöglicht, weiter zu studieren, als Vater starb. Darum bin ich gekommen.«

»Wären Sie sonst für immer in der Fremde geblieben?«

»Ja.«

»So haben Sie nichts mehr hier in der Heimat, was Ihnen teuer ist?«

»Nein! Ich wüsste nicht was. Übrigens, ich habe noch keine Gelegenheit gehabt. Ihnen Glück zu Ihrer Heirat zu wünschen. Ich hole das hiermit nach.«

»Ich danke Ihnen.« Sie zögerte einen Augenblick. Es war, als wollte sie noch etwas hinzufügen. Dann aber wandte sie sich rasch ab und sagte nur noch: »Ich hoffe, nun vergeht keine so lange Zeit wieder, bis wir ein Wort miteinander sprechen. Auf Wiedersehen!«

Er verbeugte sich wieder stumm und sah ihr finster nach, als sie zu der Generalin mit dem Reiherbusch hinüberging, die bei Tisch neben ihrem Vater gesessen hatte. Im Vorübergehen sprach Martha noch ein freundliches Wort mit ihrem Schwiegervater, der mit Herrn von Hofen zusammenstand. Schon vor Tisch waren die beiden in ein lebhaftes Gespräch miteinander gekommen und hatten sich hier wieder zusammengefunden. Sie schienen Gefallen aneinander zu haben. Wie sie so dastanden, bildeten ihre Gestalten einen interessanten Gegensatz. Hofen mit seiner jugendlichen Frische, seinen scharfen Blicken und seinem leicht geweckten ironischen Lächeln war offenbar ein Mann, der noch im vollen Strom des Lebens dahinschwamm. Der Professor dagegen wirkte wie ein Mensch aus vergangenen Tagen, der

vom sicheren Ufer still in den bewegten Strom hineinschaut. Sein ergrautes, mit schönem Ansatz um die hohe Stirn gelegtes Haar, der dunkel gebliebene Schnurrbart, seine reinen blauen Augen gaben ihm etwas von einem französischen Marquise der guten alten Zeit.

»Leben Sie dauernd hier bei Ihrem Herrn Sohn?«, fragte Hofen. »Es ist doch Ihr Herr Sohn, der die Tochter unseres Wirts geheiratet hat?«

»Ich kann ja und nein zugleich auf Ihre Fragen antworten. Ja, mein Sohn ist es, da drüben steht er neben dem Hauptmann Matthäus. Er war früher im selben Regiment, erst bei der Heirat hat er seinen Leutnantsrock ausgezogen. Aber ob ich dauernd hier wohne, nein, das ist nicht meine Absicht. Väter und Schwiegerväter sehen sich junge Ehen besser ein wenig *par distance* an. Ich wohne auch nicht hier in der Villa, habe mich ein Stückchen talaufwärts in einem Forsthaus eingemietet. Es liegt sehr hübsch am Waldrand, ein wenig den Berg hinauf. Der Förster ist ein frischer, netter Mensch, und seine Mutter, die den Haushalt besorgt, ist ein Juwel in altmodischer Fassung. Mir nebenbei noch unbezahlbar als Helferin bei meinen Studien.«

»Ihre Studien, verzeihen Sie ...«

Der Professor lächelte mit einem bescheidenen, milden Lächeln. »Da bin ich glücklich bei meinem Lieblingsthema. Fragen Sie mich nur nicht viel, sonst werden Sie mich gar nicht wieder los. Ich war nämlich Gymnasiallehrer. Sie wissen, wie Schulmeister sind, jetzt aber bin ich seit einem Jahr in Pension. Und nun will ich einen Lieblingsplan ausführen und ein Buch über deutsche Burgen und Sagen schreiben.«

»Das interessiert mich sogar sehr. Dafür machen Sie nun auch hier Ihre Studien?«

»Das Tal ist reich an alten Burgen, wie Sie wissen werden. Die Nähe des Rheins bringt es so mit sich. Gleich hier drüben hinter der Villa, jenseits des Wassers, liegt ja die Ruine der Burg Eschersleben auf dem nächsten Hügel. Der Kommerzienrat hat

sich die ganze Geschichte gekauft, Hügel, Burg und alles miteinander.«

»Da finden Sie gewiss hier guten Stoff. Denn wo Burgen sind, gibt es auch Sagen.«

»Und für die Sagen ist mir die treffliche Frau Lübbers, die Mutter des Försters, das lebendige Konversationslexikon. Sie weiß alles, ein paar Stunden talauf und talab.«

»Und mit was für Geschichten macht man hier am Ort die Kinder grauen?«

»Am interessantesten ist mir die Sage vom goldenen Fels.«

»Ach, erzählen Sie!«

»Ja, da hinter dem Burghügel ist nämlich ein hoher, glatter Felsen, der beinahe senkrecht in die tiefe Klamm zwischen ihm und dem Hügel hinuntergeht. Man sieht hier von der Villa nur noch seinen höchsten Gipfel, weil der Burghügel davorliegt. Aber ein wenig weiter im Tal, so von meiner Wohnung zum Beispiel, sieht man beinahe die ganze steile Wand. Und hier geht nun die Sage: Wenn dieser Fels bei Nacht wie Gold leuchtet, kommt sicher hinterher ein Unglück.«

»Was für ein Unglück denn? Weiß Frau Lübbers das auch?«

»Ja, damals, vor ein paar Hundert Jahren, als man den Felsen zum ersten Mal so merkwürdig vergoldet gesehen haben will, da soll unmittelbar hinterher der Schwarze Tod über das Tal hereingebrochen sein und furchtbar unter den Menschen hier gewütet haben. Ein zweites Mal aber, so im Dreißigjährigen Krieg oder kurz danach, soll auf den goldenen Glanz, der sich damals wieder gezeigt hat, ein ebenso furchtbares Morden durch verwilderte, räuberische Soldateska gefolgt sein. In beiden Fällen, auch die wirkliche Beobachtung des goldenen Felsens einmal zugegeben, ließe sich das gut genug auf natürliche Weise erklären. Holzarbeiter oder Soldaten können auf dem Burgberg ein Feuer angezündet und so den Felsen absichtslos golden beleuchtet haben. Weil aber zufällig hinterher unerwartete Kalamitäten gekommen sind, hat wieder einmal der alte Trugschluss vom *post hoc*



*ergo propter hoc* sein Unheil angerichtet. Einem harmlosen Feuerschein hat man die Schuld gegeben an Pest und Mord.«

»Und jetzt, sieht man den Felsen jetzt nicht mehr so vergoldet? Und wenn es geschieht, was bedeutet es?«

»Frau Lübbers will es zweimal in ihrem Leben gesehen haben. Und jedes Mal hat es, nach ihrer Behauptung, den baldigen Tod eines Menschen hier in der Nähe bedeutet.«

»Herr Professor, da würde ich aber schleunigst meine Wohnung wechseln, wenn Sie von dort aus diesen goldenen Teufelsfelsen so gut sehen können.«

Hofen rief es lachend, aber mit Erstaunen sah er, wie sich das meist von einer stillen, gleichmäßigen Seelenheiterkeit erleuchtete Gesicht ihm gegenüber durch einen Hauch der Schwermut oder Sorge trübte, wie die klaren, blauen Augen sich dunkler färbten und mit einem starren Ausdruck in eine verschleierte Ferne hineinzublicken schienen. Auch sprach der Professor nun langsamer und mit besonderer Betonung.

»Vor diesem Felsen mit seinem goldenen Schein habe ich keine Furcht. Aber hinter ihm steht ein anderer, der viel größer und gewaltiger ist. Auf ihm leuchtet nicht nur zuweilen das verderbliche Goldlicht auf, er hat beständig diesen gefährlichen Glanz. Und er lockt Hunderte, Tausende und Abertausende zu sich heran, bis ihr Lebensschiff an ihm scheitert. Er zerstört uns vor allem die Jugend.«

»Sie meinen ...«

»Ich meine, dass in unserem so schnell reich gewordenen Vaterland für die Jugend weit größere Gefahren lauern als früher. Es ist ja nur natürlich, dass ihr der Anblick von Glanz und Genuss etwas Natürliches, Alltägliches ist. Aber weil sie nicht weiß, was an Arbeit und Kraftanstrengung dazugehört hat, um dahin zu kommen, meint sie, das alles müsse nun auch ihr von selbst zufallen. Sie will, sie fordert auch für sich mühelosen Genuss ...«

»Und schafft sich die Mittel dafür auf jede erlaubte und jede unerlaubte Weise. Sie haben ganz recht, Herr Professor. Die Sta-

tistik der Gerichte liefert schon uns dafür den Beweis. Die Verbrechergesellschaft rekrutiert sich gegenwärtig sogar häufig aus ganz anderen Kreisen als ehemals.«

»Ich habe nicht an Verbrecher im eigentlichen Sinn gedacht. Alles Extravagante liegt mir so fern. Aber in den Kreisen der Familie, hinter den Mauern des Hauses, da spielen sich um jenes verderblichen Goldfelsens willen stille Tragödien ab, die manchem alten Vater das Herz brechen. Und wohl deshalb hat auch die hiesige Sage vom goldenen Fels mir einen ganz besonderen Eindruck gemacht. Ich sehe darin wieder einmal die wunderbare Treffsicherheit in der Fantasie des Volkes. Der Felsen da drüben ist ja nur der Träger des Gedankens, das Unheil kommt vom Gold. Sobald es in die Menschheit hineinleuchtet, folgen ihm Streit und Kampf und Verrat und Mord. So klingt es von uralten Zeiten her aus der Sage vom Nibelungenhort mit seinen goldenen Schätzen, von ihnen kommt alles Verderben. Und manchmal ...«

Eine Bewegung unter den Gästen unterbrach ihn. Ein berühmter Pianist war vom Kommerzienrat engagiert worden, um das Fest mit seinem Können zu verherrlichen. Er war eben im Begriff, sich am Flügel niederzulassen. Professor de la Motte, der die Musik sehr liebte, suchte sich einen guten Platz, um ihr in Frieden lauschen zu können. Als er sich in der Meinung, Hofen würde seinem Beispiel folgen, nach ihm umschaute, war dieser verschwunden.

\*\*\*

Das Klavierkonzert nahm unter lautem Beifall sein Ende, Gespräche lösten die Musik wieder ab. Auf einmal kam ein lustiges Jubeln von der anderen Seite des Raums herüber, wo sich eine Gruppe von Herren, darunter viele junge Gesichter, um den Kommerzienrat geschart hatte. »Famos, famos, auf in den Keller! Das ist ein großartiger Gedanke!« So klangen die Stimmen da

drüben durcheinander.

Wenn der Kommerzienrat etwas reichlich getrunken hatte, las er nach Tisch seinen Gästen gern ein kleines Privatissimum über die Vorzüge seiner Weine und ihre Preise. Dabei kam es vor, dass er zum Schluss eine Wallfahrt in die kühlen, weinduftenden Tiefen des Kellers vorschlug, wo Fässer und Flaschen in verlockender Menge reihenweise lagen. Vom Loblied auf einen besonders herrlichen Jahrgang der *Lacrimae Christi* war er auch diesmal zu solchem Endresultat gekommen, und mit freudiger Zustimmung rüstete sich die Mehrzahl der Herren zum erwünschten Abstieg.

»Also voran, meine Herrschaften«, sagte der Kommerzienrat, in dessen rotem, weinseligen Gesicht die Augen noch kleiner als gewöhnlich geworden waren.

»Das heißt, vorangehen muss ich selbst. Den Schlüssel zum Weinkeller, den vertraue ich nämlich niemand an. Der liegt eingeschlossen in meinem Arbeitszimmer, dort muss ich ihn holen. In ein paar Minuten kommen die Herren dann wohl unten in den Flur.«

Mit kleinen, eiligen Schritten ging er aus der Tür, die Treppe mit ihren schweren, vergoldeten Geländern hinunter. Alle gesellschaftsfähigen Räume des Hauses, auch im Erdgeschoss, waren erleuchtet und geöffnet. Aus der offenen Tür eines kleinen Salons dort unten klangen die gedämpften Stimmen von ein paar Herren, die sich mit ihren Zigarren dorthin zurückgezogen hatten. Helbig rief laut und lustig auch zu ihnen die Einladung hinein, sich der Kellerwallfahrt anzuschließen, dann trat er in die offene Tür seines Arbeitszimmers. Mit einem Stutzen aber blieb er im selben Augenblick stehen. Mitten in dem sonst leeren Zimmer sah er eine Männergestalt vor sich, die ihm den Rücken zuwandte. Sie stand bewegungslos nahe vor dem großen Geldschrank, dessen blankpolierte Fläche die Figur wie der Hintergrund eines Gemäldes umschloss.

Offenbar war es einer der Gäste. Das bezeugte der Gesell-

schaftsanzug. Aber trotzdem lief es dem Kommerzienrat für eine Sekunde kalt über den Rücken, als er die dunkle Gestalt hier ganz allein in seinem Arbeitszimmer bewegungslos und scheinbar in tiefer Betrachtung vor seinem Geldschrank fand. Ob die Blicke des Einsamen wirklich dorthin gerichtet waren, blieb freilich unerkennbar. Aber die Geschichten von den Einbrüchen und Räubereien im Kurort, von denen auch er an diesem Abend genug hatte reden hören, fuhren Helbig rasch und unbehaglich durch den Sinn.

Er hörte die Stimmen der Herren im kleinen Salon jedoch tröstlich herüberklingen und fasste sich Mut für ein lautes »Nanu?«

Beim Klang seiner Stimme fuhr die schwarze Gestalt herum. Es war Herr von Hofen. Jetzt lachte der Kommerzienrat, jedoch etwas gezwungen.

»Sie sind es? Wie kommen Sie denn hierher? Ich dachte schon an Einbrecher und Mörder.«

Auch Hofen lachte. »So muss ich wohl ausgesehen haben, hier vor Ihrem Geldschrank. Aber ich bin ein harmloser Einbrecher. Ich will es Ihnen nur gestehen, in musikalischen Dingen bin ich ein Barbar. Darum bin ich vor dem Pianisten eben davongelaufen und ein wenig im Haus umherspaziert. Auch hier, die Tür stand ja weit offen, da war ich so frei, mir Ihr vortreffliches Porträt dort an der Wand in Muße zu betrachten.«

Helbig atmete auf. »Ich freue mich, dass ich Sie gefunden habe. Jetzt kommen Sie mir nämlich nicht wieder los, jetzt müssen Sie mit in den Keller.« Und er holte, während er die merkwürdig klingende Einladung rasch erklärte, die Schlüssel zum Weinkeller aus dem alten Eschenholz-Schreibtisch, der das erste Möbelstück war, das er sich vom eigenen Verdienst erworben hatte und nun pietätvoll für immer aufbewahrte.

Dann schob er Hofen vor sich her auf den Flur, gesellte sich mit ihm zu den schon draußen versammelten Herren und stimmte, musikalisch nicht ganz richtig, aber noch ungefähr erkennbar, den Toreromarsch aus Carmen, an. Mit einem lauten »Auf in den

Kampf, Torero!« fielen die anderen ein, und unter den feurigen Klängen dieses Kriegsgesangs begannen sie den Abstieg in den Keller.

### Drittes Kapitel

Es war zwölf Uhr geworden, bis die letzten Gäste das Haus verlassen hatten. Martha war dann gleich zu ihrem Mann getreten, und sie waren zusammen in ihre Wohnung hinausgegangen, die das zweite Stockwerk des großen Hauses einnahm. Karl Georg hatte daneben noch ein Arbeitszimmer im Erdgeschoss bei dem des Kommerzienrates, der ihn damit unter Aufsicht halten konnte.

Vom Trinken war ein warmes Rot auf des jungen Mannes Gesicht, in seinen Bewegungen aber volle, sichere Beherrschung. Zähne und Augen lachten und leuchteten wie gewöhnlich, und nur auf der Stirn lag eine ganz leichte Spannung wie von einer geheimen Erwartung. So stand er im vollen Zauber der eigenartigen Schönheit, wie sie die Mischung von deutschem und fremdem Blut erzeugt, vor seiner Frau in dem kleinen, fliederfarbigen Salon, wo sie zu wohnen pflegte.

»So, jetzt kann ich dich in Ruhe hören«, sagte Martha mit einem Ton, in dessen Freundlichkeit etwas Erzwingenes war.

»Ach, es ist scheußlich, dass wir gerade heute von Geschäften reden müssen. Wenn ich dich so vor mir habe, komm, gib mir einen Kuss.«

Er zog sie an sich und küsste sie. Martha duldete seine Liebko-  
sung ohne Widerstreben, doch lief ein leichtes Erzittern über ihre Gestalt.

»Und nun die Geschäfte, nicht wahr?« Sie hatte sich losgemacht und stand ihm wieder frei gegenüber.

»Leider muss es sein. Also, ich habe heute vor der Gesellschaft mit Vater gesprochen.«

»Du brauchst Geld?«

»Hat er es dir gesagt?«

»Wenn du von Geschäften redest, handelt es sich immer um Geld.«

Er lächelte sie mit seinem strahlenden Lächeln an. »Was für eine gescheite Frau ich habe!«

»Ja, ich kenne dich.« Ihre Worte klangen hart und bitter, doch schien es ihr selbst unlieb. Denn sie fügte gleich in sanfterem Ton hinzu: »Sag mir, um was es sich handelt.«

»Ich habe Vater gesagt, ich möchte gern für dich ein Auto kaufen.«

»Ich danke dir, aber ich kann gut ohne das leben. Und vor allem ist es mir unklar, was das mit deinen sogenannten Geschäften zu tun hat.«

»Ach, Schatz, das verstehst du nicht. Nimm einmal an, dass ich mich in einer momentanen Verlegenheit befinde, dass ich rasch die Summe von ein paar Tausend Mark nötig habe, sechstausend sind es übrigens nur. Wenn wir dir nun ein Auto gekauft hätten, sieh, wir haben Kredit, wir hätten es nicht gleich zu bezahlen brauchen, wir hätten das Geld für eine erste Anzahlung erst einmal vom Vater bekommen ...«

»Und wer hätte das Auto bezahlt?«

»Oh, das hatte ja Zeit, es hätte sich später schon gefunden, aber ich, sieh, mir wäre für den Augenblick erst einmal geholfen. Denn ich muss das Geld haben, unbedingt notwendig, bis morgen.«

»Du hast wieder gespielt?«

»Warum soll ich gespielt haben?«

»Weil du es immer tust. Weil du es wieder und wieder tust, obwohl du Vater das Ehrenwort gegeben hast, es nicht mehr zu tun. Und jetzt soll ich zu ihm gehen und ihm sagen: Karl Georg hat sein Ehrenwort gebrochen. Bitte, gib ihm zur Belohnung sechstausend Mark.«

»Du bist im Irrtum, Schatz, wahrhaftig, die Sache liegt ganz an-

ders. Ich bin töricht gewesen, gewiss, aber ich habe nicht gespielt, ich habe mich nur für einen Freund verbürgt ... Er muss morgen bezahlen ... Ich muss für ihn eintreten, weil er selbst es nicht kann. Sieh, Kind, bei solchen Sachen handelt es sich um die Ehre. Du würdest einen Mann doch nicht haben wollen, dessen Ehre nicht völlig tadellos wäre.«

Ein Wort von schneidender Bitterkeit schien sich ihr wieder auf die Lippen drängen zu wollen, aber sie bezwang die Regung und sagte ruhig: »Warum du nur immer in solchen Kreisen verkehren musst, wo dir so etwas passiert.«

»Ja, das lässt sich nicht ändern, man muss doch auf sich halten. Gerade ich, der Name, den ich trage, klingt ja nach Adel. Bei deinem Vater hat er auch wohl das Beste getan, als er dich mir gab. Aber ein eigentlicher Adel ist es doch nicht, wenigstens hier in Deutschland. Umso mehr muss ich gute Gesellschaft aufsuchen, das ist auch für das Fortkommen in der Welt ungeheuer wichtig. Und alle die Leute, die hier meine Gesellschaft bilden, ich kann dir sagen, alle tip top, first-class!«

»Dann sollten sie dir auch dein Geld lassen.«

»Du wirst mir helfen, Schatz, nicht wahr?«

»Du weißt, solch ein Gespräch zwischen uns hat furchtbar wenig Zweck. Vater hat uns in eine Lage versetzt, in der wir mit nur einiger Vernunft vollkommen gut und behaglich leben können. Wir zahlen ihm nichts für Wohnung und Unterhalt hier und haben außerdem dein Gehalt von zehntausend Mark. Dies gibt er und gibt es gern. Darüber hinaus aber, du kennst ihn so gut wie ich, ist nichts von ihm zu erwarten. Ich selbst habe vorläufig kein Vermögen, das ich angreifen könnte. Und wenn ich es hätte, so würde mich wahrscheinlich die Rücksicht auf unseren Hans abhalten, es zu tun.«

»Aber es ist ja doch unser Geld! Alles, was Vater uns gibt, wird ja von deinem Vermögen abgezogen. Wenn wir zusetzen, wir tun es von unserem Geld, nach dieser wunderbaren Bestimmung, die mir am Tag vor unserer Hochzeit, ausgerechnet am

Tage vor unserer Hochzeit, in aller Seelenruhe mitgeteilt wurde. Wenn dein Vater noch lange lebt, so kann es passieren, dass wir überhaupt nichts mehr bekommen bei seinem Tod!«

»Sprich nicht so vom Vater, sprich nicht von solchen Dingen, ich kann es nicht hören!«

»Ich will dich nicht kränken, Kind, es wäre ja schlecht und unklug von mir, wenn ich dich gerade heute kränken wollte. Ich habe dich dazu ja viel zu lieb. Ach, du bist heute so schön.«

Er wollte sie noch einmal in die Arme ziehen, aber sie trat rasch von ihm zurück und sagte, nun mit jener kühlen Ruhe, die sie beinahe während ihres ganzen Gespräches bewahrt hatte: »Wenn du mir nichts weiter zu sagen hast, ich glaube, dann sind wir wohl fertig. Helfen kann ich dir nicht.«

»Aber du musst mir helfen! Komm, sei vernünftig und gut. Und verstehe mich recht, ich muss das Geld haben bis morgen, ich muss!«

»Ich weiß nicht, woher ich es nehmen soll, wenn ich auch wollte.«

»Oh, du giltst viel bei deinem Vater. Du hast großen Einfluss auf ihn.«

»In anderen Dingen, gewiss. Aber nicht in Geldangelegenheiten, in Geschäften. Da steht er wie ein Fels, und nichts erschüttert ihn.«

»Ja, soll ich mir an diesem Rocher de Bronze denn die Stirn einrennen? Hilf mir, Martha, so hilf mir doch! Ich muss das Geld um jeden Preis haben!«

»Und ich sage dir zum letzten Mal: Ich kann und will dir in dieser Sache nicht helfen.«

Er sah mit einem Blick zu ihr hin, der die Luft gleich einem scharfen Pfeil durchflog. Doch sprach er nicht gleich. Er hatte die Lippen eingezogen, als ob er ein Wort von tödlicher Bitterkeit aus ihnen saugen wollte. Nach diesem drohenden Schweigen begann er dann zu reden.

»Du sprächest wohl anders, wenn du mich noch liebtest.«



Nur eine leichte Bewegung ihrer Schultern gab ihm Antwort. Und er fuhr mit noch einschneidenderem Ton fort: »Wenn du nicht noch andere Götter hättest neben mir. Einen Gott wenigstens.«

»Was soll das heißen?«

»Dass deine Liebe dort geblieben ist, wo sie war, ehe du mich kennenlerntest. Bei diesem Herrn Burkhardt. Bei dem Sohn von deinem Vaters Werkmeister. Ich bin, Gott sei Dank, nicht blind und ich habe gesehen, wohin deine Blicke heute Abend gegangen sind, bei Tisch und nachher. Wer weiß, von welchen süßen Erlebnissen diese Blicke zeugten? Dort waren sie, bei ihm. Und deine Augen haben geleuchtet wie damals, wenn du mich anschaust.«

»Ich wüsste nicht, warum sie bei deinem Anblick leuchten sollten. Ich habe dir gehalten, was wir einander versprochen, als wir uns heirateten. Du nicht mir. Sage mir doch, ob ich dir eine große Liebe geheuchelt habe. Nicht einmal das erste große Gefühl in mir, das ich vor unserer Ehe gehabt, die Freundschaft für meinen Jugendgespielen, habe ich dir verschwiegen. Dieses Gefühl, das du nun heute hier in den Kot ziehst. Ich habe mich redlich bemüht, eine gute Frau für dich zu sein, aber du selbst hast es mir unmöglich gemacht, dich lieben zu lernen. Zuerst war es nur ein unklares Gefühl, das mich von dir zurückstieß. Jetzt weiß ich, dass es die Warnung des Guten in mir vor dir war. Du hast mich niemals geliebt, alle deine Versicherungen waren erheuchelt und erlogen. Mein Geld war es, was du wolltest, nichts weiter. Dein wahres Gesicht ist hervorgekommen, als du nicht erlangtest, was du haben wolltest. Ich bin dir treu geblieben bis heute, du nicht mir.«

»Wirklich?«

»Ja, ja, und hundertmal, ja! Was uns heute noch verbindet, ist allein unser Kind. Um seinetwillen habe ich geschwiegen bis heute, habe es getragen, dass du mir die Treue wieder und wieder gebrochen hast. Ich weiß, wo du deine Nächte verbringst, in

welchen Kreisen du dein Geld vergeudest. Ich wäre frei vor meinem Gewissen, wenn ich es machen wollte wie du, wenn ich mir Liebe suchte bei anderen. Aber dass ich es tue, das hast du gelogen!«

Karl Georg hatte sich hoch aufgerichtet. In seinen Augen war ein tückisches Feuer, und sein Gesicht verzerrte sich. Dann aber ging plötzlich ein nachdenklicher Zug darüber hin, und aus ihm wurde langsam das gewohnte Lächeln wiedergeboren. Als er nun sprach, geschah es mit sanfter Stimme: »Du bist aufgeregt, Kind, ich habe den Augenblick wohl falsch gewählt. Wir wollen die Sache für heute ruhen lassen. Bei Tageslicht sieht manches anders aus. Und was das Geld anlangt, ich muss nun sehen, ohne dich fertig zu werden. Ich gehe heute Abend noch in die Stadt.«

Sie fragte nicht, aber in ihrem raschen Umwenden des Kopfes und in ihren groß geöffneten Augen war das Erstaunen über seine Worte.

Sein Lächeln wurde stärker. »Ich denke, nach dem, was du mir heute zu sagen die Freundlichkeit hattest, wird es dir nicht unlieb sein, wenn ich dich noch etwas allein lasse. Du bleibst ja damit in der allerbesten Gesellschaft. Für heute gute Nacht, und wundere dich nicht, wenn ich spät nach Hause kommen sollte.«

Sie gab ihm auch jetzt keine Antwort, und er ging an ihr vorüber zur Tür hinaus, die zum Korridor führte. Draußen griff er nach einem grauen Herbstmantel, der am geschnitzten Kleiderbord hing, ließ aber die Hand gleich wieder sinken. Er wandte sich seitwärts und öffnete behutsam eine Tür, die von der zum Salon seiner Frau durch eine dritte Tür getrennt war. Die kleine Flamme eines Nachtlights, das unter einer matt rosafarbenen Glocke verborgen war, goss einen sanften Schein über den Raum, den er betrat. In einem Gitterbett aus polierten Messingstäben lag auf den weißen, vom Licht sanft geröteten Kissen das Gesicht eines hübschen, schlafenden Knaben. Blonde Locken umgaben seine Stirn, ein Lächeln im Traum war auf den halbgeöffneten Lippen.

De la Motte betrachtete stumm ein paar Minuten lang das ruhende Kind. Seine Züge wurden weich in diesem Anschauen. Er umfasste die goldig blitzenden Stäbe des kleinen Bettes und flüsterte dem schlafenden Knaben zu: »Gute Nacht will ich dir wenigstens noch sagen, das wird sie mir doch wohl nicht verwehren können. Mein lieber Junge, mein lieber, lieber Junge, du sollst es besser im Leben haben als ich, besser als ich.«

Rasch, doch geräuschlos verließ er wieder den friedlichen Raum und betrat aufs Neue den Korridor. Er kleidete sich nicht um, sondern blieb im Frack, setzte nur einen weichen Hut auf und nahm den Herbstmantel um. Dann schloss er die Haustür auf und ging hinaus. Ein Windstoß, der ihn zwang, nach dem Hut auf seinem Kopf zu greifen, kam ihm als Gruß entgegen. Es war ein schöner und klarer Herbsttag gewesen, aber jetzt schien sich ein Wetterumschlag vorzubereiten. Ein schwüler, feuchter Westwind hatte sich aufgemacht und fuhr in heftigen Stößen durch das Tal. Es war kein Mondschein, doch waren Sterne am dunklen Himmel und schauten zuweilen für Augenblicke hervor, wenn eilig vorüberfliegende Wolken ihnen dafür Zeit ließen.

De la Motte war durch den Garten gegangen, der die Villa vorn und auf beiden Seiten umgab, hatte die Gittertür geöffnet und wieder verschlossen und ging nun auf der Landstraße, die von einzelnen kleinen elektrischen Lampen Licht erhielt, neben dem Garten dahin. Hier an der Seite des umfangreichen Parks mit seinen hohen Bäumen war Überwind, und Karl Georg konnte sich ungestört seinen Gedanken überlassen.

Er war in ein zorniges, tiefes Nachdenken versunken und schritt mit gebeugtem Kopf langsam dahin, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Im Gehen fing er an, halblaut mit sich zu reden. Das wilde, zischende Rauschen des Windes in den Parkbäumen klang als Begleitung hinein. Die Natur schien den Aufbruch in seiner Seele mit ihren drohenden Lauten wiedergeben zu wollen.

»Es ist ein Hundeleben, das ich führe! Das ertrage ich nicht länger! Lieber tot, oder ...« Sein Selbstgespräch verstummte für einen Augenblick, seine Zähne knirschten aufeinander. Dann begann er von Neuem. »Was habe ich von meiner Ehe? Betrogen hat mich der alte Gauner. Jeden Groschen, den ich gebrauche, zieht er mir ab. Wenn er noch lange lebt, und er hat eine gute Gesundheit mit all seinem widerwärtigen Gejammer, dann bleibt nichts mehr für mich übrig, nichts! Ich bin jung, ich will leben, ich will es! Wofür habe ich diese Frau genommen, wenn nicht um ihr Geld? Ich habe sie nehmen müssen, weil ich fertig war, im Regiment und in der Welt.

Und nun stehe ich da vor ihrem Geld wie vor dem verschlossenen Geldschrank des Alten, vor diesem blanken Koloss, der mich immer anzugrinsen scheint, wenn ich ihn ansehe. Habe ich irgendeine Freiheit, irgendein Verfügungsrecht? Um jede Mark muss ich betteln, muss mich schulmeistern lassen wie ein dummer Junge. Von ihm, von diesem falschen Biedermann und von ihr! Ich will es nicht länger, will es nicht länger tragen!«

Er blieb stehen und wandte sich zurück, um seine Hände geballt emporzuheben gegen die hinter den dunklen Massen des Parks verborgene Villa. Zwischen den Bäumen war hier eine Lücke, durch die sich die Berge zeigten, die jenseits des Parks das Tal begrenzen. Schwarz und hoch vor dem etwas helleren, vom wechselnden Sternenlicht matt erleuchteten Himmel wuchs der Fels dort empor, von dessen verderblichem goldenen Leuchten de la Mottes Vater an diesem selben Abend mit Hofen gesprochen hatte. Zackig, drohend und finster stand er unter den reghenschweren, jagenden Wolken, die der zunehmende Wind immer gewaltsamer vor sich hertrieb.

De la Motte musste wieder zu seinem Hut greifen, als er eine Strecke weitergegangen war. Der schützende Park war hier zu Ende. Gleich einem entfesselten wilden Tier tobte der Sturm durch das Tal. Ein wenig weiter vorwärts links an der Straße zeigten sich, schwarz vor den schwarzen Bergen, die breit hin

gelagerten Bauten der Helbig'schen Fabrik. Sie lagen undeutlich erkennbar in der Finsternis, nur im Torwärterhaus brannte noch ein Licht.

Karl Georg nickte zu den dunklen Bauten hinüber. »Eine Goldgrube nennt man euch. Jawohl, eine schöne Goldgrube für mich! Vor der ich stehen muss wie vor den Pforten des Paradieses, in das ich niemals hineinkomme. Von Weitem anschauen darf ich das Gold, aber nie danach greifen. Wenn ich es haben will, muss ich es am Spieltisch gewinnen.«

Der Gedanke daran schien ihn ein wenig zu besänftigen. Er hob grübelnd den gesenkten Kopf, ging schneller vorwärts und murmelte: »Na, versuchen wir das Glück noch einmal. Vielleicht ist es ausnahmsweise heute gut gelaunt.«

Auf zwanzig Minuten Weges ungefähr gab es hier zwischen Fabrik und Vorstadt keine Häuser mehr. Die Landstraße führte durch ein Wiesental dahin, das noch in seinem ursprünglichen Zustand geblieben und nur auf der Seite rechts von der Straße mit halbwildem Anlagen geschmückt war. Bald kündete wachsender Lichtschein die Nähe der Stadt an, vereinzelt Häuser inmitten von kleinen Gärten drängten sich an die Straße, der weiche Weg endete auf hartem, von grellem Glanz des Bogenlichtes blinkendem Pflaster. Und als ob dieser Glanz ihn vorwärts lockte, so schritt Karl Georg nun eiliger dahin, bis er an der Kurpromenade vor einem der neuesten Riesenhotels angekommen war.

*Palasthotel* stand mit vornehmer Einfachheit in bescheidenen goldenen Buchstaben auf einer schwarzen Marmortafel neben dem trotz der nächtlichen Stunde noch weit geöffneten Eingang, aus dem warmer, gelber Lichtschein hervordrang. Dem Eingeweihten sagte dieser Name, dass er ein Reich des Geldes betrat, einen jener neuzeitlichen Gasthöfe, wo nicht mehr einzelne Zimmer vermietet wurden, sondern abgeschlossene kleine Wohnungen, die mit Salon, Wohnzimmer, Schlafzimmer und Bad für alle Bedürfnisse reisender Millionäre sorgen.

Der Portier kam beim Anblick des Besuchers aus der Loge hin-

ter dem Windfang hervor, zog die Mütze und begrüßte Karl Georg mit einem devoten »Guten Abend, Herr Baron«, um dann mit einem ganz leichten, vertraulichen Lächeln hinzuzufügen: »Die Herren sind oben.«

De la Motte nickte nachlässig, ohne gegen seine Standeserhöhung zu protestieren, und stieg mit raschen Schritten die Treppe hinauf, deren Stufen aus dem gleichen schwarzen Marmor wie die Tafel am Eingang gefertigt waren. Ein tiefgrüner Läufer bedeckte den Stein in der Mitte. Die Wände waren im Gegensatz dazu ganz in Weiß gehalten und nur mit einem seinen, gleichfalls weißen, Stuckornament verziert. Auch alle Türen zeigten diese freundliche Helle. Vor einer von ihnen machte de la Motte halt. Eine schmale Visitenkarte aus Pergamentpapier war an ihr befestigt. *Halmar von Dellwitz* war darauf zu lesen. Der Besucher drückte mit einem Finger auf den schwarz aus dem weißen Holz hervortretenden Knopf der elektrischen Glocke, worauf drinnen ein ganz feines, diskretes Klingelzeichen ertönte. Gleich darauf tat sich die Tür auf und ein etwa fünfzehnjähriger Bursche, der in eine braune Livree gesteckt worden war, erschien in einer schmalen Öffnung.

Beim Anblick von de la Motte aber nahm er die leise klirrende Sicherheitskette von der Tür und ließ den Gast eintreten, den auch er als Herr Baron anredete.

Karl Georg übergab ihm Hut und Mantel und betrat ein für ihn geöffnetes Gemach. Es war als Wohnzimmer mit behaglicher und hochmoderner Eleganz eingerichtet. Ein großer, achteckiger Beleuchtungskörper unter der Decke mit rundherum hängenden Ketten aus braunen Metallperlen übergoss es von oben mit hellem Licht, während auf den Wandflächen durch den Schatten der hängenden Ketten ein warmes Halbdunkel ruhte. Vor dem Fenster stand ein schwerer, brauner Schreibtisch, und auch auf ihm brannte eine elektrische Lampe, die mit grünem Seidenschirm überdeckt war. Trotz dieser Anzeichen von Bewohntsein war das Gemach völlig leer, und nur aus der weit geöffneten Tür

eines Nebenzimmers drang der Ton sehr gedämpfter Menschenstimmen hervor.

Karl Georg trat hinein. Ein geräumiger Salon, der an Decke und Wänden ganz mit schwarz eingelegtem Holz von einer warmen, goldbraunen Farbe kassettiert und belegt war, stieß hier an das Wohnzimmer. Das Licht kam auch in diesem Salon von oben aus Beleuchtungskörpern von gelbem, geschliffenem Glas in der Form von großen, vielflächigen Kristallen. Dadurch wurden die Menschen, die hier versammelt waren, mit einem goldig warmen Ton überschüttet und gewannen durch ihn ein merkwürdiges, unwirkliches Aussehen. Die Gesichter schienen aus ganz heller Bronze getrieben, und weil verschiedene von ihnen mit angespannten Muskeln völlig bewegungslos waren, so verstärkte sich noch ein statuenhafter Eindruck.

Zwölf Personen, acht Herren und vier Damen, waren um einen langen, grün überdeckten Tisch versammelt, an dem Bakkarat gespielt wurde. Nur neun Personen beteiligten sich am Spiel. Eine der vier Damen in einem kostbaren Spitzenkleid hatte sich stumm auf einen der hochlehnigen Stühle zurückgelehnt und beobachtete durch eine goldene Lorgnette die Gesichter der Spielenden. Am Tischende neben ihr saßen zwei Herren, in denen de la Motte mit Überraschung den schönen Zebossek und Herrn von Hofen erkannte. Da sie der Tür am nächsten waren, so galt auch ihnen sein erster Gruß.

»Welch eine Überraschung«, rief er mit gewohnter, liebenswürdiger Heiterkeit. »Vor einer Stunde haben wir uns voneinander verabschiedet, und nun sehen wir uns hier wieder. Also zum zweiten Mal guten Abend, meine Herren.«

»Ich glaube, wir können schon Guten Morgen sagen«, antwortete Hofen, indem er lächelnd seine Uhr hervorzog. »Wahrhaftig, es ist bereits halb zwei, für einen Kurgast außer Bett eine ganz unerhörte Tageszeit. Aber auf dem unsoliden Pflaster dieses hochberühmten Kur- und Badeortes gehen die tugendhaftesten Grundsätze zum Teufel.«

»Ich sein schuld an Unsolidität«, fiel Zebossek ihm ins Wort und machte seine melancholischen Augen. »Habe vorgeschlagen, Herr von Hofen soll Tasse Kaffee mit mir trinken. Sind wir gegangen, haben im Kaffee Högelmeiner getroffen den Grafen Des-  
torp. Hat er nicht Ruhe gegeben, der Graf, wir sollen mit herkommen und anschauen kleines, hübsches Jeu.«

Zebossek hatte mit einer Kopfbewegung auf einen unteretzten, dicken Herrn gewiesen, der gleich allen übrigen männlichen Anwesenden im Frack war, aber gar nichts Gräfliches an sich hatte. Vor Aufregung stand Schweiß auf seiner breiten, roten Stirn, und er atmete hörbar durch die Nase.

»Zum ersten Mal sein ich hier«, fuhr der schöne Bosniak fort. »Ich nämlich nie spielen, aber ansehen, warum nicht einmal ansehen?«

»Dass ich nie spiele oder vielmehr nie gespielt habe, kann ich nicht behaupten«, murmelte Hofen. »Aber ein gebranntes Kind scheut bekanntlich auch das vergnügteste Feuer.«

De la Motte hörte mit unverändert höflichem Lächeln, aber offenbar nur mit halbem Ohr auf die beiden. Seine Blicke hatten, an ihnen vorübergehend, eine der spielenden Damen gesucht, und er hatte sich kaum merklich vor ihr verneigt. Ein stummer Gruß aus aufleuchtenden Augen war zu ihm hergeflogen. Aus ein paar Augen, deren Farbe sich in der gelben Beleuchtung nicht bestimmt erkennen ließ, die jedoch in jedem Licht von seltener Schönheit sein mussten. Und nicht nur die Augen, alles war schön und absonderlich an dieser Frau. Das kühn und edel geschnittene Profil, der dunkle Teint, der bei Tag schon einen gelblichen Ton haben musste, hier doch den tiefsten Bronzeton von allen Gesichtern umher zeigte, der Haaransatz an der hohen Stirn, alles war von vollendeter Harmonie. Dabei gehörte sie sichtlich zu den wenigen Frauen, die Mut und Verstand genug haben, sich nicht nach der Mode zu kleiden, sondern allein ihrer Persönlichkeit gemäß. Im Gegensatz zu den drei anderen Damen, die sich kaum in ihren engen Kleiderfutteralen zu rühren



vermochten, trug sie ein weites, faltenreiches Gewand aus goldbraunem Atlas von fast antikem Schnitt. Nach antiker Art war auch ihr Haar am Hinterkopf in einen Knoten zusammengefasst. Ein Goldreif mit einer großen Gemme zog sich vorn durch ein dunkles, leichtes Gelock. Die Hände, von denen die eine die Karten hielt, während die andere mit lässiger Anmut in einen Haufen von Chips, verschiedenfarbigen Spielmarken aus Elfenbein, hineingriff, schienen selbst aus mattgelbem Elfenbein zierlich gebildet. Ein Schönheitsduft ging von ihr aus, wie von einer voll erblühten, dunkelgelben Rose.

De la Motte schien von diesem Duft unwiderstehlich angezogen zu werden. Mit einer nur halb verständlich gemurmelten Entschuldigung verließ er die beiden Herren und ging zu der Dame hinüber, die oben am Tisch neben dem Bankhalter saß. Das war ein Mann von vornehmer Haltung, aber von erschreckender Magerkeit. Man sah durch die Haut hindurch das ganze Knochengerüst seines Gesichtes. Die Augen, deren Weiß von blutgefüllten Äderchen gerötet war, lagen in tiefen, dunklen Höhlungen, und auch seine Hände glichen, obwohl er kaum vierzig Jahre zählen mochte, mit ihrer schlaffen, zu weit gewordenen Haut völlig denen eines alten Mannes. In seinen Bewegungen war noch jugendliche Straffheit.

Er beugte mit einem stummen, verbindlichen Gruß seinen Kopf. De la Motte antwortete mit einem heiteren »Guten Abend, Herr von Dellwitz.« Dann aber trat er hinter den Stuhl der Dame daneben. Wortlos, nur mit Blicken begrüßten sie einander zum zweiten Mal. Karl Georg aber umspannte die Lehne des Stuhls, auf dem sie saß, mit einer Hand, als ob er dadurch einen Kontakt mit ihr herstellen könnte.

Sobald ein Verteilen der neuen Karten eine kleine Pause veranlasste, die mit halblauter Unterhaltung der Spielenden ausgefüllt wurde, beugte sich de la Motte zu der Dame nieder und sagte, gleichfalls mit halblauter Stimme: »Guten Abend, Baronin.«

Sie hob ihren Kopf und flüsterte, sodass nur er es vernahm:

»Endlich!« Ein feuchter Glanz war in ihren Augen, ein Ausdruck von sinnlicher Sehnsucht auf ihren halbgeöffneten Lippen. So schaute sie für die Dauer einer Sekunde zu ihm hinauf, dann sagte sie ein wenig lauter, in gesellschaftlichem Ton: »Kommen Sie, Herr de la Motte. Wenn wir zusammenrücken, finden Sie hier neben mir noch Platz. Ich habe heute Chance und ich bringe dem Glück, der neben mir sitzt. Kommen Sie rasch!«

»Ich wollte heute nicht spielen«, sagte Karl Georg ein wenig unsicher. »Ich habe kein Geld bei mir.«

Sie lachte mit einem vollen, tiefen Ton. Ihre Stimme war auch im Sprechen von der dunklen Färbung, die der kurländische Dialekt mit seinen schweren Vokalen und seinem rollenden R mit sich bringt. Zugleich wandte sie sich zu Dellwitz, der auf ihrer linken Seite saß: »Schnell, Herr von Dellwitz, helfen Sie doch diesem Herrn einmal aus. Er hat kein Geld bei sich, und gerade heute kann ich ihm Glück bringen. Geben Sie rasch?«

»Aber selbstverständlich«, sagte Dellwitz, der beim ersten Wort den Vollblutberliner verriet. »Wie viel soll ich Ihnen geben?« Er griff nach einem schön gearbeiteten Bronzekasten, der geöffnet vor ihm stand und in zwei verschiedenen Abteilungen Banknoten und Chips enthielt.

Karl Georg zögerte noch. »Ich bin sowieso schon in Ihrer Schuld ...«

»Aber das macht ja nichts. Ein Mann wie Sie! Der Schwiegersohn des reichsten Industriellen am Ort! Wie viel soll ich Ihnen geben? Vier, fünf, sechs, sieben braune Lappen?«

»Geben Sie mir zweitausend.«

»Ach, da lohnt sich das Anfangen nicht. Hier, für fünftausend. Sie können mir den Wisch darüber ja nachher schreiben.«

Er schüttete einen Haufen der verschiedenfarbigen Chips vor de la Motte hin, der sich auf einen rasch eingeschobenen Stuhl zwischen die Baronin und Dellwitz gesetzt hatte.

Nun begann das Spiel von Neuem. Immer heißer brannten die Augen, immer stärker zitterten die Karten in den Händen. Es

wurde so still, dass man den Sturm hörte, der mit wilden Stößen in den Kronen der Lindenbäume vor dem Hotel wühlte.

Zuerst gewann Karl Georg. Die Baronin flüsterte: »Sehen Sie wohl, dass ich Ihnen Glück bringe?« Dann aber wendete sich das Blatt. Er verlor, gewann einmal noch, verlor und verlor. Als er nach anderthalb Stunden aufstand, war der Tisch vor ihm leer.

Taumelnd, mit ungewissen, schwankenden Schritten ging er den Weg zurück, den er ein paar Stunden zuvor gekommen war. Der Sturm, der ihn jetzt mit noch verstärkter Gewalt von hinten traf, jagte den einsam durch die Nacht eilenden Mann mit wütenden Stößen vor sich her, dass er vor irgendetwas hinter ihm in tödlicher Angst zu fliehen schien.

Er war es gewohnt, nach durchzechter oder durchspielter Nacht um solche Stunde nach Hause zu kommen, und besaß eine geschulte Geschicklichkeit, leise die Haustür aufzuschließen und ohne Geräusch in seine Wohnung hinaufzusteigen. Diesmal aber war er unsicher und ungeschickt, sodass der Sturm ihm die geöffnete Tür aus der Hand riss und mit lautem Krachen hinter ihm zuwarf. Durch dieses Missgeschick verwirrt, beging er ein zweites Versehen. Er verfehlte den gewohnten Weg und stieß an einen eisernen Schirmständer, dass er krachend mit metallischem Klang zu Boden stürzte. Nun erhob sich auch schon die Stimme des unten schlafenden Kommerzienrates der, laut in die Nacht hineinrufend, fragte, wer da sei, was der Lärm bedeute. Gleich darauf erschien er auch bereits in der geöffneten Tür, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, ein Licht in der einen Hand, einen Revolver in der anderen, die Karikatur eines Helden.

Karl Georg versuchte seinen gewohnten heiteren Ton. »Verzeih, Schwiegerpapa. Der verfluchte Sturm, ich war ungeschickt, habe mich nur ein wenig verspätet ...«

»Wieso verspätet? Soll das heißen, dass du noch fort warst und jetzt erst nach Hause kommst?«

»Allerdings. Die Kerle, unsere Gäste, haben mich mit Gewalt noch mitgeschleppt, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken.«

»So, wirklich? Lass einmal sehen.« Er leuchtete hinauf zu dem Zifferblatt einer hohen Standuhr im Flur. »Es ist jetzt vier Uhr, schon etwas darüber. Die Gäste sind um zwölf gegangen. Das macht vier Stunden, die Tasse Kaffee müsste sehr groß gewesen sein.«

»Ja, wenn man so sitzt ...«

»Wenn man so sitzt und jeut, jawohl, du hast gejeut, hast mir dein Ehrenwort gebrochen. Ich weiß es, als ob ich es mit eigenen Augen gesehen hätte. Nur eingefleischte Spielratten laufen in solchem Sturm in die Nacht hinaus. Dazu wäre das Auto freilich bequemer gewesen, das du haben wolltest ...«

»Aber, Schwiegerpapa ...«

»Lass mich reden. Die arme Martha tut mir leid. Gestern Abend erst las ich ihr die Leviten, sie sollte freundlicher gegen dich sein. Aber sie hat ganz recht, wenn sie nichts mehr von dir wissen will. Auch ich bin jetzt fertig mit dir, du Herumtreiber, du Tagedieb, du Lump!«

»Schwiegervater ...«

»Jawohl, du Lump! Du hast eine gute Frau, hast einen lieben Jungen, und läufst in der Welt herum und vergeudest Geld und Gesundheit. Was das Geld anlangt, so weiß ich wenigstens jetzt, was ich zu tun habe. Damit ich es aber mit ganz gutem Gewissen tue, will ich zuerst noch untersuchen, mithilfe der Polizei, wenn es nötig ist, ob du wirklich wieder gespielt hast. Ist es der Fall, dann gibt es kein Erbarmen bei mir. Mein sauer verdientes Geld ist mir dazu nämlich viel zu gut, um einmal nach meinem Tod hinausgeworfen zu werden. Ich ändere dann mein Testament und lasse das Geld für deinen Jungen festlegen, dass du nicht herankannst. Nächste Woche muss ich sowieso zu meinem Notar in Köln, bei dem ich mein bisheriges Testament niedergelegt habe. Da wird es gemacht, wenn du mir dein Ehrenwort gebrochen und wieder gespielt hast. Verlass dich darauf.«

Karl Georg antwortete nicht mehr. Sein Gesicht erschien totenbleich im flackernden Licht der Kerze, doch ein Lächeln haftete

noch immer wie festgefroren auf seinen Lippen.

»Und nun mache, dass du hinaufkommst. Aber sei leise, dass du mir den Jungen und Martha nicht weckst. Mit meinem Schlaf ist es für heute natürlich vorbei, was dir freilich einerlei sein wird. Wenn ich krank würde, wenn ich stürbe, du würdest mir nicht nachweinen.«

Ein rascher, böser Blick, der die Worte zu bejahen schien, flog zu Helbig hinüber. Doch blieb es bei dieser stummen Antwort. Karl Georg wendete sich um und fing an, die Treppe zu den oberen Stockwerken hinaufzusteigen, während Helbig hinter der Tür zu seinem Schlafzimmer verschwand. Als er sie schloss, breitete sich tiefe Dunkelheit über das Haus. De la Motte machte jedoch kein Licht. Ganz langsam stieg er die Stufen empor, bis er den ersten Treppenabsatz erreicht hatte. Hier blieb er eine Weile stehen und starrte hinein in die Finsternis. War es die Stimme des heulenden Sturmes, worauf er horchte, während er so dastand, oder waren es die Gedanken in seinem Hirn?

Endlich riss er sich los und schritt langsam weiter, betrat jedoch die Treppe zum zweiten Stock noch nicht, sondern tastete sich im Dunkeln bis an die Tür zum großen Speisesaal im ersten Geschoss, wo die Gesellschaft am vergangenen Abend vereinigt gewesen war.

Er öffnete die Tür, trat hinein und schaltete die Beleuchtung ein, doch entzündeten sich auf seinen Druck zunächst nur zwei Lichter am großen Kronleuchter. In dieser matten, unsicheren Helle zeigte sich der erst halb aufgeräumte Saal, an dessen einer Wand in geisterhaften Umrissen die Figuren des großen Familienbildes gleich halb nur sichtbaren Erscheinungen aus der tiefen Dämmerung hervortraten.

Dieses Bild war es offenbar, das Karl Georg in den Saal gelockt hatte. Denn er ging darauf zu, bis die Gestalten in dem schwachen Licht körperhafter hervortraten, und richtete die Blicke mit einer krampfhaften Spannung auf die Mittelgruppe, wo die beiden Hauptvertreter der Familie, der Fabrikant mit seinem geflü-

gelten Rad und Kommerzienrat Helbig mit seinem geschlängelten Kabel, nebeneinanderstanden. Auf Helbig hafteten die Augen des einsamen Betrachters. Er beugte den Kopf ein wenig vorwärts, als ob er von dieser Gewalt gewaltsam angezogen würde. Seine herabhängenden Hände ballten sich zu Fäusten, alle Muskeln strafften sich in seinem Körper.

So stand er in statuenhafter Bewegungslosigkeit, wohl fünf Minuten, dann riss er sich los, wobei von seinen Lippen ein heiserer, unartikulierter Laut kam, wandte sich zur Tür, löschte das Licht und ging schnell hinaus.

## Viertes Kapitel

Es war drei Tage nach dem Fest in der Villa. Kommerzienrat Helbig stand im Büro seiner Fabrik an einem Stehpult aus ungestrichenem Tannenholz. Die wenigen sonstigen Möbelstücke waren von gleicher Einfachheit. An dem einzigen großen Fenster, das nach Norden ging, waren keine Vorhänge, nur nach innen zurückgeschlagene Holzläden, sodass es alles Licht hereinließ, das der trübe Tag nur hergab. Der Sturm, der in der Festnacht losgebrochen war, tobte mit noch unverminderter Kraft und kalte Regengüsse prasselten gegen die Scheiben.

Hier auf seinem Arbeitsfeld war Helbig ein anderer Mensch als in der Familie. Die kleinen persönlichen Schwächen fielen von ihm ab. Er war ganz Energie, Sicherheit, Verstand. Hier musste man ihn sehen, um zu begreifen, dass er sein Unternehmen zu so glänzender Höhe gebracht hatte.

Beamte, Boten, Geschäftsvertreter folgten einander und wurden alle mit gleicher knapper Sicherheit von Helbig abgefertigt. Aus fernen Ländern, aus Amerika, Japan, Russland, brachten Telegramme Bestellungen und Anfragen. Die Klingel des Telefons ertönte wieder und wieder und rief ihn von der augenblicklichen Arbeit fort. Wenn der Zwischenfall erledigt war, nahm er ein un-

terbrochenes Gespräch wieder mitten im Satz auf, den er vorher begonnen hatte.

Ein Besucher erschien, den er mit besonders herzlicher Höflichkeit begrüßte. Die vorher Gekommenen waren im Stehen abgefertigt worden, ihm bot er einen der Stühle von weiß gescheuertem Tannenholz an, deren drei sich im Raum befanden. Der Gekommene war Ebisberg, dessen Gesicht in dem trüben Licht des Regentages besonders blass erschien. Er schleuderte sein Monokel mit einer Bewegung der Backenmuskeln vom Auge fort und begann mit einer Frage, wie Helbig der Festabend bekommen sei.

»Danke, Herr Ebisberg. Bei meiner Arbeit gibt es keine Müdigkeit für mich. So, nun lassen Sie uns einmal genauer bereden, wie die Sachen drüben in Amerika stehen.«

Ebisberg zog ein Schriftstück hervor, in das Helbig sich mit Eifer vertiefte, während er die Lektüre mitunter so durch Fragen oder Bemerkungen unterbrach. Nach einer halben Stunde war er fertig und offenbar befriedigt.

»Wir sind auf dem richtigen Weg. Das wird auch Ihr Herr Vater sagen. Wir können anfangen, sobald Sie wieder drüben sind. Wie lange wollen Sie hierbleiben?«

»Vierzehn Tage. Habe schon eine Kabine belegt.«

»Gut. Ich komme noch einmal in dieser Zeit zu Ihrem Papa hinüber. Muss nächste Woche sowieso nach Köln. Und ein paar Tage bleiben Sie noch hier am Ort, nicht wahr?«

»Drei Tage, ja.«

»Wir können also noch alles miteinander bereden. Für heute leben Sie wohl, mein lieber Ebisberg.«

Er gab ihm die Hand. Sein Ton verlor den geschäftlichen Charakter. »Aber eine hübsche junge Frau müssten Sie mit hinübernehmen. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Schade, schade, dass es damals mit meiner Martha nichts war. Zur geschäftlichen Verbindung die persönliche ... na, daran ist nichts mehr zu ändern.«

»Nein, das ist es nicht. Ich empfehle mich.«

Er nahm seinen Hut und ging. In der Tür traf er den Ingenieur Burkhardt. Sie begrüßten einander nur mit einer kurzen Verbeugung.

»Sie bringen mir die Lampe?«, fragte Helbig, als Ebisberg verschwunden war.

»Ja, Herr Kommerzienrat.«

»Schließen Sie die Tür einmal ab und geben Sie her.«

Als Burkhardt seinen doppelten Wunsch erfüllt hatte, befestigte Helbig die Glühlampe, die der Ingenieur aus der Seitentasche seines Rockes gezogen und ihm gereicht hatte, neben seinem Pult an der elektrischen Leitung. Dann schloss er die Läden am Fenster und schaltete den Strom ein. In dem verdunkelten Gemach erstrahlte die Lampe mit einem weißen Glanz von ungewöhnlicher Kraft.

»Gut, ausgezeichnet. Ein famoses, klares Licht. Wenn die Stromersparnis wirklich so groß ist wie die Leuchtkraft, haben Sie hier einen Treffer gemacht, auf den ich mit Ihnen stolz bin. Denn eigentlich kann ich doch sagen, mein lieber Burkhardt, ich habe Sie zu dem gemacht, was Sie sind.«

Burkhardt neigte stumm den Kopf und blickte mit seinen schwarzen, düsteren Augen in die blendende Lichtquelle, die seine Schöpfung war.

»Das Patent haben Sie?«

»Ja, Herr Kommerzienrat.«

»Wie wollen Sie die Lampe nennen?«

»Herkuleslampe. Wegen der Kraft und Ausdauer, die sie besitzt.«

»Ein guter Name. Damit lässt sich Reklame machen. Ein Herkules, der die Weltkugel beleuchtet, ich sehe das Bild schon. Aber zum Reklamemachen gehört Geld, und Sie haben keins. Ich übernehme das für Sie, wenn die Sache sich bewährt. Wir müssen selbstverständlich erst ausgedehnte Proben machen, und wenn wir sonst einig werden, würden Sie mir eventuell das Pa-



tent verkaufen?«

»Nein, Herr Kommerzienrat.«

»Würden Sie vom fertigen Fabrikat Gewinnbeteiligung vorziehen?«

»Ja, Herr Kommerzienrat.«

»Wir werden sehen. Das alles lässt sich erst nach ein paar Wochen bestimmen. Aber ich habe Vertrauen zu der Erfindung und ich hoffe, sie bewährt sich. Dann sind Sie fein heraus, mein lieber Burkhardt, und ich würde mich freuen, wenn Sie gerade hier, wo Sie geboren sind, mit meiner Hilfe vorwärtskämen. Sie gehören doch nun einmal hierher, gewissermaßen zu meinem Haus.«

»Darf ich die Lampe wieder mitnehmen?«

»Ja, gewiss. Die speziellen Versuche müssen ja doch im Laboratorium gemacht werden.«

Burkhardt öffnete die Fensterläden und löschte die Lampe. Der matte, graue Tag, doppelt grau nach der blendenden Helle, schaute wieder herein.

»Dann kann ich wohl gehen?«, fragte Burkhardt, indem er die Lampe wieder zu sich steckte.

»Ja, ja, Sie haben gewiss auch zu tun.« Helbig wandte sich zu seinem Pult, Burkhardt ging aus der Tür. Was er soeben mit seinem Chef abgemacht hatte, bedeutete vielleicht für ihn eine glänzende Zukunft. Aber es war keine Freudigkeit in seinen Augen, als er nun durch verschiedene Fabrikationsräume zu dem Laboratorium hinüberging, in dem die neuen Erfindungen erprobt wurden. Er sah, tief in Gedanken, düster vor sich nieder, und in dem leidenschaftlichen Eifer, den er dann bei seiner Arbeit entfaltete, verriet sich mehr verhaltene Sehnsucht nach Betäubung andrängender Empfindungen als der frohe Genuss des Erfolges.

In unablässiger Tätigkeit, bei der er sich kaum die Pausen für die nötigen Mahlzeiten gönnte, vergingen ihm die Stunden. Es war schon acht Uhr abends vorüber, als er endlich sein Tagewerk beendete und in das kleine Werkmeisterhaus hinüberging, in dem er zur Welt gekommen war und nun einsam wohnte. Die

bisher durch Arbeit niedergehaltene Rastlosigkeit seines Innern brach jetzt aus ihm hervor. Unablässig schritt er in dem kleinen Arbeitszimmer, das der toten Eltern Wohnraum gewesen war, auf und nieder. Häufig trat er ans Fenster, presste die Stirn an eine der kalten Scheiben und blickte hinaus in die schwarze Nacht, in der ein einziges kleines Licht von der Villa durch die sturmgeschüttelten Zweige des Parks herüber leuchtete. Dieses Licht war ein Magnet für ihn, der ihn gewaltsam anzog, wieder und wieder, dessen goldenes Leuchten er gierig mit seinen Blicken trank, um sich mit übermächtiger Anstrengung loszureißen und jedes Mal der Versuchung doch wieder zu erliegen, wenn er in die Nähe des Fensters kam.

Ein wütender Zorn über sich selbst ergriff ihn zuletzt. »Ich will es, will es nicht mehr sehen!«, rief er aus, packte die geöffneten hölzernen Fensterläden mit bebenden Fäusten und schlug sie zu, dass die Scheiben klirrten. Dann hob er die geballten Hände hoch in die Luft und schrie: »Warum bin ich nur wieder hierhergekommen? Warum habe ich sie wiedersehen müssen, wiedersehen als Frau eines anderen? Dieses Menschen, den ich mit kaltem Blut ermorden könnte, wenn ich daran denke, dass er, er sie in seine Arme nimmt! Und nun habe ich noch diesen Wahnsinn begangen, mich hier zu binden, wo jeder Tag mir zur Hölle wird.«

Er begann sein Umherwandern aufs Neue, rastlos wie zuvor. Aber langsam ebte doch die Aufregung in ihm ab, seit er das blinkende Licht in der Villa nicht mehr sah, das gleich einem warmen Auge zu ihm herübergeschaut hatte. Zuletzt blieb er stehen, strich sich mit einer Hand über die von Leidenschaft gefurchte Stirn und versuchte zu lachen.

»Du bist ein Esel, mein lieber Max. Es ist Eselei, sich durch eine einzige Frau das Dasein zertreten zu lassen. Durch eine einzige Frau! Wie viele Frauen mag es wohl auf der Welt geben? Und schöne dazu! Die froh wären, wenn man zu ihnen sagte: Dich will ich haben, dich allein. Man müsste nur lernen, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und sich nicht vorher den eigensinnigen

Kopf an den eisernen Schranken einrennen, die vor ihm aufgerichtet sind. Leben will ich, genießen! Ich bin jung, das Blut kocht mir in den Adern. Die Leute sagen ja, das Leben wäre schön. Versuch es doch einmal und schau dir es aus der Nähe an!«

Mit aufgeregter Hast machte Burkhardt sich zum Ausgehen fertig und öffnete die Tür, um in die Sturmnacht hinauszutreten. Ein heller Wagen der zum Kurort hinüberführenden Trambahn, deren Geleise bei der Fabrik endeten, stand bereit, und Burkhardt bestieg ihn. Ein Passagier nur saß darin, es war Herr von Hofen. Erstaunt erkannte der Ingenieur ihn. Wie kam er um diese Zeit und bei solchem Wetter hier heraus? Doch gab ihm Hofen gleich selbst Antwort auf diese Fragen, als er ihn begrüßte.

»Sie wundern sich wohl, mich hier in Ihrem Reich um diese Stunde zu finden. Aber ich mache jeden Tag nach dem Diner noch einen kleinen Dauerlauf, ärztliche Verordnung. Heute bin ich hier heraus getraut und fahre nun wieder hinein. Der Sturm ist ja wüst. Sie wollen sich auch wohl für die Tagesarbeit in der Stadt belohnen?«

»Vielleicht. Ich will versuchen, mich zu amüsieren.«

»Der wahre Zweck des Menschenlebens. Ich bin auf demselben Weg. Aber wohin ich gehe, kann ich Sie nicht mitnehmen. Das ist nur etwas für unsolide Leute. Dort wird nämlich gejeut.«

Einen Augenblick zögerte Burkhardt mit einer Antwort, um dann hastig hervorzustoßen: »Bitte, nehmen Sie mich mit. Es ist gerade das, was ich suche.«

»Wenn Sie wollen, gern. Aber ohne Verantwortung. Ich wasche meine Hände in der bekannten großen Schüssel voll Unschuld, wenn Sie verlieren.«

Der Wagen hatte sich in Bewegung gesetzt, und sie sprachen jetzt nicht mehr viel, aber sie stiegen zusammen in der Nähe des Palasthotels aus.

In der Wohnung des Herrn von Dellwitz kamen sie gerade in eine kurze Spielpause hinein, sodass Hofen seinen Begleiter dem Bankhalter vorstellen konnte. Gleich aber begann auch wieder

das Spiel. Burkhardt setzte sich neben seinen Führer und musterte die Spielenden. Dann ließ er sich Karten geben, auch Hofen spielte diesmal, und beteiligte sich für einige Zeit am Bakkarat, das er während seiner Anstellungszeit in Amerika früher schon flüchtig kennengelernt hatte.

Dabei fiel es ihm auf, dass jedes Mal, wenn er über die Karten wegschaute, seine Blicke denen einer schönen Frau begegneten, die neben dem Bankhalter saß. Es war ein eigentümlich gespannter, dürftiger Ausdruck in ihren großen, leuchtenden Augen, ein lockendes Fragen, ein gewaltsames Ansichheranziehen, das in der zwiespältigen Stimmung, in der er war, ihn fast ängstigte.

Hier war eine Frau, schön und verheißend, eine Frau, die ihn anlächelte, mit seinen strahlenden Augen ihn suchte. Hier war in Wirklichkeit, was er in seiner Fantasie gewaltsam vor sich hingezaubert hatte. Doch vor der Wirklichkeit erschrak er, als ob er eine Sünde begehen wollte. Nicht Befreiung bewirkte der Anblick dieser Schönheit in ihm, sondern erneutes Erwachen unheilvoller Qual.

Er stand auf, sobald eine Spielpause das erlaubte. Zweifelhaft, ob er gleich das Hotel verlassen solle, ging er in das leere Vorzimmer, wo die hängenden Perlenketten des Beleuchtungskörpers die Wände so tief beschatteten. Er schritt eine Zeitlang auf dem weichen Teppich hin und her und setzte sich dann in einen der Klubsessel, die hier standen.

In der dämmerigen Stille, die nur durch ganz leise Geräusche vom Spielzimmer her zuweilen unterbrochen wurde, versank er wieder in wache Träumerei. Das hundertmal geschaute Gedankenbild, vor dem er aus der einsamen Wohnung entflohen war, trat wieder vor ihn hin. Martha de la Motte war es, deren Gestalt er in der tiefen, warmen Dämmerung zu erblicken meinte. Der Gesellschaftsabend bei Helbig wiederholte sich ihm. Er stand in dem hellen Saal an einer Wand und sah, wie Martha quer über den freien Raum langsam immer näher zu ihm herankam. Jetzt stand sie vor ihm, die blassen Wangen leicht gerötet. In diesem

Augenblick bewegte sie die Lippen und sprach.

War es ein Zauber? Wirklich drang eine Frauenstimme jetzt an sein Ohr. Aber es war nicht Martha, die vor ihm stand, nicht Martha, die sprach. Die schöne Frau, die neben Herrn von Dellwitz gesessen hatte, war geräuschlos über den schweren Teppich herangeglitten und stand neben ihm in dem weichen Schatten der hängenden Ketten. Ihr Oberkörper war von dichter Dämmerung umschleiert, ihr Kopf glich mehr noch als vorher schon am Spieltisch einer dunklen, klassischen Bronze. Der Bronzekopf aber lächelte aus dem Zwielflicht hervor, die Bronzelippen sprachen mit einem tiefen, zitternden Ton.

»Sie sind uns entflohen. Spielen Sie nicht gern? Sie haben doch gewonnen.«

Schwerfällig, ungeschickt stand Burkhardt auf und sagte stockend: »Ich habe nicht gespielt, um zu gewinnen.«

»Ich dachte, das wünschten wir doch alle.«

»Mir ist es gleich.«

»Sonderbar! Da sind Sie der Erste, der spielt und nicht gewinnen möchte.«

»Mag sein.«

»Aber doch sind Sie hergekommen, um zu spielen.«

»Nein, es war ein Zufall, ich wollte ...«

»Was wollten Sie? Darf man das nicht erfahren?«

»Es hat kein Interesse für Sie.«

Die schöne Frau sah ihn mit einem erstaunten, raschen Blick an. Dann lächelte sie. Nahe vor ihm waren nun ihre lockenden, fragenden Augen, die von Weitem ihn so verwirrt hatten. Und er fühlte stärker ihre seltsame Macht. Sein Herz begann rascher zu klopfen, das Blut rann heißer und schneller durch seinen Körper.

So vergingen ein paar Sekunden.

»Wollen Sie schon gehen?«, fragte sie dann.

Er lächelte verlegen. »Ich weiß es selbst nicht.«

»Der Abend ist noch lang. Kommen Sie, setzen sie sich ein we-

nig zu mir. Ich habe Sie nicht vertreiben wollen.«

Sie setzte sich in einen der Klubsessel und schob ihn zu dem anderen heran, auf dem er gesessen hatte.

Zaudernd ließ Burkhardt sich wieder darauf nieder.

Unmittelbar neben ihm war nun ihr schöner Körper, den rascher Atem bewegte. Schwerer Duft von einem starken, fremdartigen Parfüm lag um sie her gleich einer leichten Wolke.

»Zum ersten Mal sind Sie heute hier, nicht wahr?«

»Ja, zum ersten Mal.«

»Jetzt werden Sie öfter kommen?« Es war eine Frage, die sie tat, aber in ihren Augen lag die Siegesgewissheit einer Frau, der noch niemand Nein gesagt hatte.

»Vielleicht, ich weiß es noch nicht, gnädige ...«

Sie verstand gleich, was ihn stocken ließ. Dass er im Zweifel war, ob er sie gnädige Frau nennen sollte.

»Baronin Gonderland«, sagte sie rasch. »Ich bin hier zur Kur, das heißt, mehr zum Vergnügen. Denn kurgemäß ist es ja nicht so sehr, in diesen heißen Sälen zu spielen.« Sie lachte mit ihrem tiefen, rollenden Lachen, dessen Ton an den einer Orgel erinnerte. Da Burkhardt, von einer seltsamen Beklemmung befallen, mit einer Antwort zögerte, fügte sie hinzu: »Darum bin ich auch aus dem Spielsaal hierher geflüchtet, und, weil ich das Plaudern dem Spiel im Grunde vorziehe. Freilich nur mit geistvollen Menschen.«

»Ich bin ein schlechter Gesellschafter, Frau Baronin.«

»Man kann auch schweigend ein guter Gesellschafter sein ...« Sie zögerte für einen Augenblick, ehe sie fortfuhr, dann fragte sie leiser: »Meinen Sie nicht?« Und aus der Duftwolke hervor, die Frau von Gonderland umschwebte, schob sich eine weiche, warme Hand und legte sich mit ganz leichtem Druck auf seinen Arm.

Flüsternd fuhr die Baronin dann fort: »Eins nur ist nötig dafür: Sympathie. Nach der Behauptung der Dichter soll es eine Liebe geben auf den ersten Blick. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, ich

habe solche Liebe nie gekannt. Aber dass es eine Sympathie gibt auf den ersten Blick, das kann ich bezeugen.«

Sie schlug die schönen Augen voll zu ihm auf und beugte sich noch ein wenig näher zu ihm heran. Er fühlte wieder den heißen Zauber ihrer Persönlichkeit, nur für einen schnell vorübergehenden Augenblick. Dann stieg in beinahe körperlicher Greifbarkeit ein anderes Frauengesicht plötzlich vor ihm auf, ein Gesicht mit ruhigen, reinen, etwas wehmütigen Augen, deren Blick mit stillem Vorwurf auf ihm ruhte.

Jäh sprang er empor. Das rasche Staunen blitzte wieder auf im Antlitz der Baronin.

»Sie sind unruhig. Was ist Ihnen? Hat eines meiner Worte Sie verletzt?«

»Sie müssen verzeihen. Meine Zeit ist bemessen, ich habe versprochen ...«

»Sie wollen fort?«

»Ja, Frau Baronin müssen mich entschuldigen, ich muss gehen. Gute Nacht, Frau Baronin.«

Das Erstaunen trieb auch sie von ihrem Sitz empor. Sie stand und sah seine Herkulesfigur hinter der Tür verschwinden. »Ein Bär, aber ein schöner«, murmelte sie vor sich hin. »Ein wunderschöner Bär.«

Burkhardt eilte die Treppe hinunter, als ob er verfolgt würde. Draußen erst, wo der Sturm ihn wütend anfiel, wurde das Herz ihm freier. Es war noch nicht sehr spät, und er hätte die letzte Trambahn erreichen können, aber es trieb ihn zu dem einsamen Weg durch die Nacht. Er hatte das Gefühl, als ob er sich die Sinne durch den Sturm und Regen vom berauschernden, betäubenden Duft einer fremdartigen, gefährlichen, vielleicht giftigen Blume müsse rein baden lassen.

Rasch ging er dahin durch die Nacht, vom hinter ihm herjagenden Wind vorwärts gepeitscht. Und je mehr die Stadt um ihn her versank, umso freier atmete seine Brust. Er fühlte kaum noch den Sturm, die Beklemmung fiel von ihm ab. Ganz aber verschwand

vor seinen Augen das Antlitz der schönen Frau doch nicht eher, als bis er, vor seinem Häuschen auf dem Fabrikhof stehend, wieder das kleine Licht von der Villa durch die dunklen Bäume des Parks herüber leuchten sah, die mit ihren Zweigen um sich schlugen wie rasend gewordene Tiere. Das Licht brannte still und rein in dem kleinen Salon, den Martha de la Motte bewohnte.

In dieser Nacht geschah es, dass Karl Georgs Vater, der Professor de la Motte, nicht schlafen konnte. Der Sturm hielt ihn wach, der mit immer mehr anschwellendem Geheul in den weiten Wäldern hinter dem Försterhaus tobte. Nachdem der Professor bis weit über Mitternacht hinaus vergeblich um Schlaf gekämpft hatte, kam endlich ein leichter, unruhiger Schlummer und mit ihm ein Traum, verworren und angstvoll, hinterher dann ein plötzliches Erwachen mit jähem Aufschrecken. Er setzte sich hoch im Bett auf. Er meinte, man müsse sein Herz klopfen hören. Es war ihm gewesen, als ob ein Schuss ihn geweckt hätte. Und indem er sich vergeblich bemühte, sich die verschwimmenden Bilder des hässlichen Traums wieder zurückzurufen, wiederholte sich noch einmal der Ton, den er für einen Schuss gehalten hatte. Jetzt im Wachen war ihm klar, dass er sich darin getäuscht hatte, doch erst, nachdem sich dieser plötzliche stoßende Klang noch ein paarmal in unregelmäßigen Zwischenräumen in das Geheul des Windes gemischt hatte, fand er seinen Ursprung aus. Ein Fensterladen im Erdgeschoss musste sich losgerissen haben und wurde vom Sturm, wenn er am heftigsten wehte, gegen die Wand geschleudert.

Professor de la Motte sagte sich, dass bei diesem doppelten Lärm nicht an Schlaf zu denken sei, und erhob sich, um wenigstens den Laden unten wieder zu befestigen. Als er, oberflächlich angekleidet, auf den Flur vor seinem Schlafzimmer kam, drang ein leichtes Geräusch aus einem der anderen Zimmer hervor, und gleich darauf öffnete sich auch die Tür.

Frau Lübbers, die Försterwitwe, trat mit einem Licht in der



Hand heraus und begann auf ihn einzureden. »Aber, Herr Professor, Sie werden doch nicht selbst ... Sie haben gewiss auch den schauerhaften Lärm von dem Laden unten gehört. Ich bin deshalb aufgestanden, aber Sie dürfen mir nicht hinaus, das lassen Sie mich nur machen.«

Mit hastigen, trippelnden Schritten lief sie die Treppe hinunter. De la Motte blieb noch einen Augenblick stehen, weil eben jetzt wieder ein lauter Knall, der wirklich einem Flintenschuss ähnlich war, das Haus erschütterte. Dann ging er langsam zu seinem Zimmer zurück, ließ aber die Tür noch offen, um Frau Lübbers Wiederkommen abzuwarten. Es war ihm einen Augenblick, als ob sich in das Brausen des Windes der angstvolle Ruf einer Menschenstimme mischte. Bevor er sich noch klar geworden war, was dieser Klang bedeutete, wurde schon unten die Haustür wieder aufgerissen und mit lautem, aufgeregtem Rufen kam Frau Lübbers zurück, so rasch ihre Füße sie trugen.

»Herr Professor, um Gottes willen, Herr Professor!«

»Was gibt es? Ich bin hier!«

Sie war jetzt oben und blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen. Mit einer Hand umklammerte sie das Treppengeländer, die andere hielt sie ausgestreckt, wie um etwas zu zeigen. Sobald sie wieder zu sprechen vermochte, begann sie von Neuem: »Herr Professor, sehen Sie doch nur einmal hinaus, ganz rasch. Von Ihrem Fenster aus muss man es genau sehen können.«

»Was denn? Was denn?«

»Der Felsen leuchtet, der goldene Fels, Herr Professor!«

»Der goldene Fels?« Er schüttelte den Kopf und lächelte. »Wenn wirklich etwas da draußen zu sehen ist ...«

»Es ist, es ist! Schauen Sie doch einmal in Ihrem Zimmer zum Fenster hinaus. Das liegt ja doch nach jener Seite.«

»Gewiss will ich mir es anschauen. Vielleicht kann ich dann erklären, was den Aberglauben veranlasst hat.«

Er trat in sein Zimmer, Frau Lübbers folgte. Die Läden waren im oberen Stockwerk nicht geschlossen. Einen herabgelassenen

Vorhang zog er in die Höhe.

»Wahrhaftig!« kam es leise von seinen Lippen.

Das Forsthaus lag etwa fünfzig Meter über der Sohle des Tals. Nur auf drei Seiten umgab es hoher, alter Buchenwald und vor seiner Front breitete sich die nächtliche Landschaft aus. Alles war in schwere Dunkelheit getaucht. Ein tiefhängendes rasch bewegtes graues Gewölk bedeckte den Himmel mit seinen Sternen jetzt ganz. Nur die noch dunklere, beinahe schwarze Farbe der Berge ließ unterscheiden, was Erde, was Himmel war. Mit gezacktem Gipfel stand ein stattlicher Berg am weitesten zurück, ein kaum erkennbarer, niedrigerer davor. Von dem hinteren, offenbar oben in schroffen und nackten Fels übergehenden Höhenzug war ein Stück dieses felsigen Teiles durch einen sonderbaren Schein hell beleuchtet, und so tauchten die jähen Wände dort erkennbar aus der Nacht hervor. Der Schein bewegte sich nicht, sondern blieb an seinem Platz, als ob der Stein von innen heraus leuchtete.

»Sehen Sie es nun, Herr Professor? Sie können es doch nicht leugnen, es ist ja doch da. Was aber hinterher kommt, ach, du lieber Gott, wir werden hier den Tod bald im Ort haben! Vater unser, der du bist im Himmel.«

Sie betete leise das Vaterunser zu Ende, während de la Motte am Fenster stand und wortlos hinausblickte. Plötzlich sah er, wie der Schein von einer Seite her abnahm, als ob ein Vorhang davor gezogen würde. Noch ein kurzes, rasches Aufleuchten, dann war die Dunkelheit Herrin im ganzen Tal.

»Jetzt ist es vorüber«, sagte der Professor mit unwillkürlich gedämpfter Stimme.

»Gott sei unseren armen Seelen gnädig«, murmelte Frau Lübbers mit gefalteten Händen.

## Fünftes Kapitel

Es war zwei Tage darauf am Nachmittag, als eine schwere braune Holztür in der hinteren Mauer der Villa Helbig sich auftat und Karl Georg herauskam. Ein Bauwerk von absonderlicher Form befand sich dort, eine von mächtigen Streben und Stützen getragene Holzbrücke, die bis unmittelbar an die Villa heranführte. Sie war des wilden Bergflusses wegen erbaut worden, der ganz nahe vorbeirauschte, stieß aber, weil dessen jenseitiges, felsiges Ufer höher lag, nicht auf ebener Erde an die Hauswand, sondern ungefähr zwei Meter höher direkt an das Hochparterre der Willst.

Hier befand sich als einzige Öffnung in der fensterlosen, Wein umspunnenen Mauer die braune, meist verschlossen gehaltene Tür. Der Kommerzienrat hatte beim Bau der Villa das Rauschen des Wassers für seine Nachtruhe gefürchtet und aus diesem Grund nur die eine Türöffnung angeordnet. Gleich dem dahinterliegenden Hügel mit seiner dem goldenen Fels gerade gegenüberliegenden Burgruine war die Brücke Helbigs Privatbesitz und nur erbaut worden, um die Verbindung mit einem oben in den Bergen errichteten Elektrizitätswerk und einem steil dort hinaufleitenden Felsenpfad herzustellen. Von dort oben kam die geheimnisvolle Naturkraft herab, die der Lebensnerv der großen Helbig'schen Fabrik war. An hohen Holzmasten schwebten die Drähte der Elektrizitätsleitung dort in der Luft, überbrückten die Schlucht von einem zweiten, in die Felsen hier eingeschnittenen und nahebei sich dem Hauptfluss brausend vereinigenden Bergwasser und liefen dann zu der ein Stück rechts hin gelegenen Fabrik hinab.

Die Villa mit ihrem umfangreichen, Gitter umwehrten Park war von dem großen Wasserlauf nur durch einen von hohen Eschen beschatteten Weg getrennt. Was der Brücke die besondere Form verlieh, waren zwei Holztreppe, die von rechts und links in der Fortsetzung der Eschenallee zu ihr hinabführten und

so den Unterschied im Niveau zwischen Weg und Brücke ausglich. Um sein Besitzrecht an ihr deutlich zu machen, hatte der Kommerzienrat am Fuß von jeder Treppe eine Gittertür aus Eisen anbringen lassen, die bei Tag zwar geöffnet war, bei Nacht aber versperrt gehalten wurde.

Karl Georg trat in die tiefe, nur vom Brausen des Wassers durchgedrungene Stille hier heraus, verschloss die Tür sorgfältig hinter sich, blieb ein paar Minuten stehen und schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um.

Doch war kein Mensch zu sehen, wenn er etwa danach spähte. Nur von der mit wildem Wein bewachsenen Wand über ihm löste sich eins von den herbstlich rot gefärbten Blättern los, wirbelte, langsam herabsinkend, in der stillen Luft um sich selbst und fiel dem jungen Mann gerade auf die Schulter. Als ob eine Menschenhand ihn unversehens berührt hätte, fuhr er zusammen. Dann stieg er eilig die Treppe hinab nach der Fabrikseite zu.

Die Fortsetzung der von der Brücke durchschnittenen Eschenallee ging hier weiter am Wasser entlang und hinter der mächtigen roten Ziegelmauer der Fabrik hin, um gerade dort auf die Landstraße zu münden, wo sich eine zweite, fahrbare Straße nach links von ihr abzweigte.

De la Motte blieb auf der Hauptstraße, die parallel zum Wasser dahinflief, doch nur für kurze Zeit. Als hinter ihm das lärmende Brausen der nahenden Trambahn ertönte, schlug er einen schmalen Pfad ein, der in ein Erlen- und Weidengehölz, ähnlich dem zwischen der Villa und seines Vaters Wohnung, rechts hineinführte. Der natürliche Wald war hier für die Kurgäste schon halb und halb in Anlagen verwandelt worden. Heller Kies lag auf den Wegen, und braune Holzbänke standen an ihnen. Doch zog die Mehrzahl der Badegäste das laute, bunte Treiben der Kurkonzerte vor, und es war hier meistens friedlich und still im Schatten der Bäume.

Mildes Herbstwetter, das den Sturmtagen gefolgt war, erfüllte mit seinem sanften Licht das täglich bunter leuchtende Tal. Aber

Karl Georg hatte dafür keinen Blick. Ihn schien zu frieren. Er schlug den Kragen seines grauen Ulsters auf und ging mit hochgezogenen Schultern eilig dahin, die Augen auf das vom letzten Sturm in Massen heruntergerissene Laub zu seinen Füßen gerichtet. Sein Gesicht war gelblich bleich, sein Gang unsicher und schwankend.

Die große Straße meidend, kam de la Motte so zur Stadt. Auch hier vermied er die belebten Wege und hielt sich in kleinen, schmalen Gassen, die noch aus der Zeit stammten, als kein internationales Fremdenpublikum den Ort füllte.

Vor einem Haus, dessen graue Sandsteinfassade mit verwwitterter Renaissancedekoration geschmückt war, blieb er einen Augenblick stehen, nahm den Hut ab und fuhr sich ein paar Mal fest mit der Hand über Gesicht und Augen. Als er sie sinken ließ, war das gewohnte heitere Lächeln wieder in seinen Zügen, und auch ein wenig Farbe war auf sie zurückgekehrt.

Nun betrat er einen langen, schmalen Flur, der geradeaus in tiefes Dämmerlicht hineinführte. Gleich vorn zur Linken war eine Tür und neben ihr ein ovales, blankes Messingschild, auf dem die Worte eingraviert waren: *Markus Neuburger, Altertümer*.

Der Knopf einer elektrischen Glocke sah darunter aus der Wand hervor, und Karl Georg weckte durch einen Druck darauf ihren hellen, zitternden Ton. Bald erklangen auch langsame Schritte hinter der Tür, und ebenso langsam tat sie selbst sich auf.

Die große trotz ihrer Schlankheit feierlich würdevolle Gestalt eines Mannes wurde sichtbar, dessen Kopf dem des Johannes auf Dürers Apostelbild merkwürdig ähnlich war. Nur dass dieser lebendige Johannes vor seinem gemalten Urbild wohl dreißig Lebensjahre voraushatte. Stark ergraut ging das Haar von der hohen Stirn zurück, und um die Augen und Mund waren allerlei Fältchen eingegraben, die Dürer nicht gemalt hatte. Aber die scharfe, schöne Linie des Profils war dieselbe, während ein mildes Lächeln den Ausdruck angespannter Betrachtung dämpfte.

»Ah, der Herr Baron de la Motte. Wollen der Herr Baron die Güte haben, einzutreten? Womit kann ich dienen?« Er sprach langsam, gemessen und feierlich, wie es sich für die apostelhafte Gestalt geziemte. Seine letzten Worte waren von einer großen Geste begleitet, womit er auf die bunte Menge von Altertümern hinwies, die den Laden füllte. Karl Georg aber lehnte mit einer humoristischen Schreckensgebärde die Besichtigung der schönen Sachen ab.

»Nein, Vater Marcus, davon will ich nichts haben. Für meine Bedürfnisse genügt vorläufig durchaus der eiserne Ritter, den Sie mir bei unserem letzten kleinen Geldgeschäft statt eines mir sehr viel angenehmeren braunen Lappens aufgehängt haben.«

Vater Markus bewegte mit sanfter Missbilligung seinen Apostelkopf. »Der Ausdruck aufgehängt will mir nicht recht gefallen, Herr Baron.«

Karl Georg lachte. »Der eiserne Ritter gefällt mir auch nicht. Sie sagten, er wäre seine dreitausend Mark unter Brüdern wert. Ein Sachverständiger aber hat sein Urteil dahin abgegeben, dass der eiserne Kerl das 13. Jahrhundert nie gesehen hat, aus dem er stammen sollte, sondern dass er in der hochgeschätzten Altertümerfabrik von Wolf und Martino in Ferrara das Licht der Welt erblickt hätte.«

Das milde Lächeln auf dem Johannesgesicht verstärkte sich. »Solche Fabriken gibt es nicht, Herr Baron. Das ist Verleumdung.«

»Nun, wir wollen darüber nicht streiten. Ich komme heute nur, um den Wechsel einzulösen, der fällig ist.«

»Sehr schön. Heute Morgen erlaubte ich mir schon, an den Herrn Baron deswegen zu telefonieren, jedoch der Herr Baron waren ausgegangen.«

»Ja, heute Morgen, ich hatte hier in der Stadt zu tun. Also, da bringe ich Ihnen den schnöden Mammon zurück.«

Er zog seine Brieftasche hervor, die durch ein starkes Paket von Banknoten aufgetrieben war, und nahm sechs Tausendmark-

scheine heraus. Mit offenbarem Erstaunen betrachtete Markus Neuburger das Geld, streckte jedoch mit einer etwas rascheren Bewegung die Hand danach aus, als er sie sonst anzuwenden pflegte.

»Ich habe ja gewusst, Herr Baron sind mir sicher. Wenn ich dem Herrn Baron einmal wieder irgendwie dienen könnte ...«

»Nein, Vater Markus, ich habe vorläufig keinen Bedarf.« Er nahm den Wechsel, den der andere hervorgesucht hatte, zerriss ihn in kleine Fetzen und steckte sie in die Westentasche. Dann ging er mit einem leichten, lachenden »Adieu für heute« zur Tür. Bevor er sie jedoch ganz erreicht, hatte, blieb er stehen, drehte sich auf dem Absatz um und sagte: »Ja, Vater Markus, wo Sie mir es anbieten, man kann es nie wissen, wozu es gut ist, wenn Sie wieder ein paar Tausender für mich übrig hätten.«

»Aber selbstverständlich, Herr Baron. Wie viel soll ich schreiben?«

»Na, nehmen wir eine runde Summe ...«

»Gewiss, eine runde Summe. Das berechnet sich am besten. Soll ich zehntausend schreiben oder zwanzigtausend oder ...?«

»Sagen wir zehntausend bis 1. Januar nächsten Jahres.«

»Gut, gewiss, mit Vergnügen. Da steht es: zehntausend Mark. Dafür bekommen Sie, warten Sie einmal, dafür bekommen Sie bar sechstausend Mark und außerdem ...«

»Bitte, keinen eisernen Ritter, dafür habe ich keine Verwendung mehr.«

»Nein, gewiss nicht, Herr Baron. Aber ich habe hier eine wundervolle Madonnenstatue, ein Kunsthistoriker hat mir gesagt, sie stammte sicher aus der Werkstatt von dem berühmten Holzschnitzer Tilman Riemenschneider, vielleicht sogar von ihm selbst. Wenn ich dafür zweitausend Mark rechne ...«

»Nein, ich will keinen Ritter und keine Madonna! Wenn Sie mir etwas Praktisches geben können, etwas Brauchbares für meine Zimmer, ein paar Teppiche vielleicht ...«

»Herr Baron haben da einen guten Gedanken. Hier ist ein Tep-

pich, ein echter Perser, ein großartiges Gewebe. Freilich war er für zweitausendvierhundert Mark ausgezeichnet, aber Ihnen zu liebe, Herr Baron ...«

»Ja, schicken Sie mir das Ding. Und nun ...«

»Wäre die Sache ganz in Ordnung. Sechstausend bar, zweitausend für den Teppich, zweitausend für Zinsen und Risiko, das macht genau zehntausend Mark. Darf ich bitten, zu unterschreiben, Herr Baron?«

»Her mit dem Wisch!«

Karl Georg unterschrieb, empfing die gezahlten sechs Tausendmarkscheine wieder zurück und ging mit heiterem Abschiedsgruß.

Er war jetzt wirklich aufgeheitert und blieb es auch, als er allein war. Eine Melodie aus der *Dollarprinzessin* pfeifend, ging er schnell durch ein paar Straßen zum Palasthotel. Diesmal war die Wohnung des Herrn von Dellwitz nicht sein Ziel, sondern er ließ sich durch den Liftboy bei der Baronin Gonderland melden.

Ein paar Minuten später stand er ihr in einem eleganten, moosgrün gehaltenen Salon gegenüber, zu dessen hoher Balkontür die Kronen der Lindenbäume mit ihrem herbstlichen, durch den Sturm schon gelichtetem Laub hereinschauten. Die Baronin trug ein Gewand aus einer zarten roten Farbe, die sich mit feiner Berechnung in das Grün des Raumes einfügte. Sie blieb sitzen, als Karl Georg eintrat, hob aber das Gesicht mit jenem sehnsuchtsvoll feuchten Blick, der ihn schon oft begrüßt hatte, und streckte die von Ringen funkelnde Hand zum Willkommen aus.

Er wartete, bis der Boy die Doppeltür hinter sich geschlossen hatte, dann ging er schnell auf die Baronin zu, beugte sich nieder und küsste die erhobene Hand.

»Guten Tag, Baronin. Ich komme nur auf einen Augenblick, aber ich musste Sie sehen. Den ganzen Tag habe ich an Sie gedacht.«

»Haben Sie nichts Besseres zu denken, Herr de la Motte?«

Sie sprach es mit ihrem leisen, tiefen Lachen, während sie den



Kopf auf die Seite legte und von unten her zu ihm aufblickte. Die Augen redeten bei ihr eine andere Sprache als der Mund, glühend, lockend, verheißend.

»Ich wüsste nichts Besseres.« Er küsste noch einmal die weiche, warme Hand, die sich ihm nicht entzog.

»Nun, dann will ich Ihnen gestehen, dass ich heute auch schon einmal ein ganz, ganz klein wenig an einen gewissen Herrn gedacht habe, der augenblicklich in seiner vollen männlichen Schönheit vor mir steht. So sagt man doch in den Romanen, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht, was man in den Romanen sagt. Aber ich weiß, dass ich Sie verehere und Sie anbetete, Baronin.«

»Das wäre sehr schön, wenn es die Wahrheit wäre. Um Ihnen zu glauben, muss ich Sie aber erst noch besser kennenlernen. Die Lippen sagen viel, wovon das Herz nichts weiß. Und wenn Sie wirklich gern bei mir sind, warum kommen Sie nur für einen Augenblick?«

»Weil ich Geschäfte habe, wenigstens ein Geschäft. Herr von Dellwitz hat mir doch neulich ausgeholfen, als es mir am nötigen Mammon fehlte, und Sie wissen ja: Spielschulden, Ehrensulden. Außerdem hat er mir heute früh schon telefoniert, er hätte letzte Nacht scheußliches Pech gehabt und ganz erbärmlich verloren.«

»Das kann ich bezeugen. Ja, sie haben den armen Mann ganz ausgeplündert. Er hat alles wieder verloren, was er von Ihnen gewonnen hatte.«

»Ja, Baronin, a la guerre comme a la guerre! Aber umso mehr muss er sein Geld wiederhaben.«

»Vor allen Dingen, setzen Sie sich erst einmal. Machen Sie es sich bequem, ich bin im Augenblick wieder hier. Ich muss nur meiner Jungfer ein Wort sagen. Darf ich nicht für Sie einen Kaffee oder einen Tee bestellen, Herr de la Motte?«

»Nein, ich danke sehr. Wenn Sie mir aber eine von Ihren russischen Zigaretten geben wollen, die wird mit Dank akzeptiert.«

»Aber selbstverständlich! Bitte, bedienen Sie sich.«

Sie nahm ein mit leuchtend grünem Malachit belegtes Kästchen von einer Spiegelkonsole, um es auf einen kleinen Tisch neben Karl Georg zu stellen.

»In zwei Minuten bin ich wieder hier.«

Sie gehörte zu den seltenen Frauen, die schön gehen können. De la Motte verfolgte mit verlangenden Augen den Rhythmus ihrer Bewegungen, während sie durch eine Seitentür hinausging. Dann erst nahm er eine der Zigaretten aus dem Malachitkästchen und setzte sie in Brand. Er sagte leise dabei vor sich hin: »Zigarettdampf und Weiberduft, ohne die möchte ich nicht leben.« Aber während er die Zigarette zum Mund führte, war es auf einmal, als ob sein Gedankengang von einem anderen gekreuzt würde, als ob etwas vor ihn hingetreten wäre, das mit Gewalt seine Blicke fesselte. Seine Augen wurden groß und starr. Das bleiche, müde Gesicht, das er auf seinem Weg durch das Wäldchen in der schattigen Einsamkeit gezeigt hatte, war plötzlich wieder da. Auf's Neue schien ein Frost seine Glieder zu durchlaufen. Aber das war nur für Sekunden. Sobald er die Baronin zurückkommen hörte, fiel es von ihm ab. Seine Lippen lächelten wieder, und in seinen Augen war heißes Verlangen.

»So, das hat nicht lange gedauert, nicht wahr? Ich kann Ihnen übrigens gar nicht sagen, wie ärgerlich es mir war, dass ich Ihnen neulich so wenig Glück brachte.«

»Ich bin überzeugt, an gutem Willen hat es Ihnen nicht gefehlt, Baronin.«

»Wenn der gute Wille nur ein wenig helfe im Leben! Aber wirklich, das Glück war mir vorher den ganzen Abend so merkwürdig treu gewesen.«

»Bis ich kam. Ja, vor mir läuft es gern davon. Wenigstens beim Jeu.«

»Dafür haben Sie nach dem alten Sprichwort umso mehr Glück in der Liebe.«

»Dass ich nicht wüsste. Wenigstens augenblicklich scheint es

auch da nichts von mir wissen zu wollen.«

»Vielleicht sind Sie nicht geduldig genug. Das Glück ist wie ein schöner Schmetterling. Wer nach ihm greift, vor dem fliegt es davon. Sie müssen ruhig warten, bis es von selber kommt.«

»Ach, Baronin, man weiß niemals, wie viel Zeit man hat, noch auf das Glück zu warten!«

»Sie haben gewiss noch sehr viel Zeit. Mit einem Mal steht es dann vielleicht hinter Ihnen und hält Ihnen die Augen zu und fragt: Wer bin ich?«

»Wollen wir einmal Probe machen?«

»Wovon?«

»Von dieser angenehmen Situation, die Sie mir eben ausgemalt haben. Wollen Sie nicht einmal hinter mich treten und mir die Augen zuhalten und fragen?«

»O nein, dessen bin ich nicht würdig. Das Glück für Sie schaut anders aus als ich.«

»Baronin, ich glaube, Sie spielen mit mir.«

»Dafür wäre mein Respekt vor Ihnen doch viel zu groß.«

»Sie weichen mir aus, lassen mich nie dazu kommen, Ihnen von meinem Gefühl für Sie zu sprechen. Wenn ich einmal meine, Ihnen näherzukommen, im nächsten Augenblick sind Sie schon wieder weit fort.«

»Wie der Schmetterling, von dem wir gesprochen haben. Aber vielleicht setzt er sich doch noch einmal von selbst auf Ihre Hand. Nur geduldig warten, Herr de la Motte.«

Sie war von entzückender Anmut, wie sie so vor ihm saß und ihre Blicke unter halb verschlossenen Wimpern hervorleuchten ließ. Karl Georg schob seinen Stuhl näher zu ihr heran, als ob er gewaltsam zu ihr hingezogen würde.

»Wenn ich nun aber nicht warten will, Baronin? Wenn ich es nicht länger aushalte, zu warten? Wenn ich nach dieser schönen, geliebten Hand greife ...«

Jäh brach er ab. Ein diskretes Klopfen an der Tür war in seine leidenschaftlichen Worte hinein geklungen. Auf das *Herein!* der

Baronin erschien der Liftboy in seiner braunen Livree und meldete: »Herr von Dellwitz lässt fragen, ob er der Frau Baronin seinen Besuch machen kann.«

»Ich lasse bitten.«

»Dass der auch gerade jetzt kommen muss!«

»Aber Sie sparen dadurch einen Weg. Sie wollten ja doch zu ihm gehen. So können Sie gleich Ihr kleines Geschäft hier erledigen, und wir, wir können auf diese Weise ein wenig länger beisammenbleiben.«

»Das ist wahr, Baronin. Das versöhnt mich mit allem.«

Die Tür öffnete sich, und Herr von Dellwitz trat ein. Der Anblick seines fleischlosen, knochigen Gesichts, das grau in grau gemalt schien, und seiner von gesprungenen Adern geröteten Augen war bei Tag fast erschreckend. Aber wenn er ging und sich bewegte, war er von einer noch größeren Eleganz als im Sitzen am Spieltisch.

Er küsste der Baronin die Hand und begrüßte de la Motte mit weltmännischer Liebenswürdigkeit.

Nach kurzer, oberflächlicher Unterhaltung sagte die Baronin: »Ich höre, die Herren haben eine Geldangelegenheit miteinander. Lassen Sie uns nach dem Grundsatz verfahren: erst das Geschäft und dann das Vergnügen. Ordnen Sie gleich hier die Sache, ich zähle ja doch schon zu den Eingeweihten, und hinterher begleiten Sie mich beide zum Konzert.« Einer ihrer aufleuchtenden Blicke flog bei diesen Worten zu Karl Georg hinüber.

Das Geschäft war schnell erledigt, und bald waren sie zum Fortgehen fertig. Sie traten auf die Kurpromenade hinaus und ließen sich eine Zeitlang von dem hellen, farbigen Menschenstrom hin- und wieder tragen. Die Konzertmusik tönte von Weitem lustig her, die bunten Herbstfarben der Bäume leuchteten im klaren Sonnenlicht warm und froh.

Beim Auf- und Niederwandeln ging Hofen mit liebenswürdigem Gruß an ihnen vorüber. Sein braungebranntes Offiziersgesicht schaute beobachtend in den Menschenstrom.

»Neulich gut bekommen?«, rief de la Motte zu ihm hinüber.

»Ausgezeichnet. Und Ihnen?«

»Desgleichen. Au revoir.«

Ein paar Schritte weiter fragte Dellwitz: »Kennen Sie diesen Herrn von Hofen eigentlich genauer?«

»Oh, er ist ein feiner Kerl. Graf Destorp hat mich im Kurhaus mit ihm bekanntgemacht. Auf meine Veranlassung hat er uns dann in der Villa draußen Besuch gemacht und war neulich bei meinem Schwiegervater eingeladen.«

»So, so?«

»Was meinen Sie? Haben Sie etwas gegen ihn?«

»Durchaus nichts Positives. Aber in solch einem großen internationalen Kurort muss man mit seinen Bekanntschaften eben ungeheuer diffizil sein. Auch hat er so etwas, wie soll ich sagen, maliziös Beobachtendes, das mir unbehaglich ist.«

»Er hat einen scharfen Blick«, entgegnete Karl Georg. »Aber mir gefällt er ganz gut.«

»Heute muss ich Ihnen übrigens unbedingt Revanche geben, Herr de la Motte«, sagte Dellwitz, das Thema wechselnd.

»Ach, ich wollte heute eigentlich nicht spielen.«

»Das wollen wir manchmal nicht, solange die Sonne noch scheint. Aber wenn die Lichter wieder brennen, verbrennen auch solche Vorsätze. Jeder Spieltisch ist wie ein magnetischer goldener Berg, der an sich zieht, was in seine Nähe kommt.«

»Ein goldener Berg ...«, sagte Karl Georg halblaut vor sich hin. Eine Begegnung in der Morgenfrühe mit seinem Vater, der ihm vom Leuchten des goldenen Felsens erzählt hatte, kam ihm in Erinnerung. Die Todesdrohung der alten Sage zog ihm leise durch den Sinn.

»Was meinen Sie?«

»Nichts von Bedeutung. Ich dachte nur an eine Geschichte, die man mir erzählt hat.«

Nun nahm die Baronin mit liebenswürdiger Heiterkeit wieder das Wort. »Meine Herren, ich erlaube mir einen Vorschlag. Wir

gehen zunächst ins Kurhaus und nehmen ein paar Schalen Eis, promenieren dann wieder ein wenig, hören den Schluss vom Konzert und speisen hinterher zusammen zu Abend. Was weiter wird, findet sich.«

»Ja, das findet sich«, wiederholte Dellwitz.

»Einverstanden, Herr de la Motte?«

»Gnädigste Baronin haben nur zu befehlen.«

Um den Weg zum Kurhaus abzukürzen, verließen sie die Kieswege der Anlagen und bogen in eine links abführende Straße hinein, wo große Schaufenster mit allerlei kostbaren Gegenständen die Blicke lockten.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als Karl Georg plötzlich ausrief: »Ach, sehen Sie doch, Baronin!«, und mit rascher Wendung an das nächste Schaufenster herantrat. Die Baronin folgte, doch erkannte sie gleich, dass in dem Fenster nichts Außergewöhnliches zur Schau gestellt war. Während sie daher scheinbar eine Spitzengarnitur betrachtete, die de la Motte ihr wies, blickte sie mit echterer Aufmerksamkeit auf die Spiegelung der hinter ihnen vorübergleitenden Gestalten in der großen Scheibe. Und es dauerte nicht lange, bis eine schlanke, hochgewachsene Frau vorüberkam, die mit großen, halb zornigen, halb verächtlichen Augen auf sie selbst schaute. Die Baronin gab ihr im Spiegel den Blick zurück, und so blieben die beiden Schattengestalten im Glas für einen Moment feindlich Auge im Auge. Dann ging die Frau vorüber und ihr Spiegelbild verschwand.

Mit einem eigentümlichen Lächeln sah die Baronin auf de la Motte, aber sie sagte nur: »Kommen Sie jetzt ins Kurhaus.« Und indem sie die Hand leicht auf seinen Arm stützte, fügte sie so leise hinzu, dass er allein sie verstand: »Ich lasse Sie heute so bald nicht wieder los.«

## Sechstes Kapitel

Martha war schnell durch die Straßen gegangen. Zorn und Widerwillen hatten ihren Schritt beflügelt. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, was ihr durch ein schleichendes Gerücht schon zugetragen worden war. Dass ihr Mann beinahe täglich in der Gesellschaft einer schönen Fremden zu finden sei, hatte sie gewusst. Aber obwohl ihr Herz für ihn tot war, hatte der Anblick der verführerischen Frau an seiner Seite sie nun doch mächtig erregt. Sie fühlte sich erst wieder freier und ruhiger werden, als der stille Friede reiner, gütiger Natur sie umgab. Sie hatte den Anlagenweg eingeschlagen, den ihr Mann ein paar Stunden vorher in entgegengesetzter Richtung zur Stadt hin gegangen war. Hier war es einsam. Nur mitunter saß eine Frau mit einer Handarbeit auf einer Bank und beaufsichtigte ihre spielenden Kinder, die im Sand gruben oder einander jagten.

Martha ging jetzt langsam. Mit einem Seufzer sah sie die friedlichen Bilder von ruhigem Familienglück. Der helle Tag warf ein warmes Licht auf ihren Weg und ließ die bunten Baumwipfel über ihr sanft erglühen. Tief aufatmend blieb sie stehen, trank mit ihren Lungen die reine Herbstluft. Eine leer gebliebene Bank war am Weg, sie ging darauf zu, setzte sich nieder und sann still vor sich hin.

Zuerst blieb ihr Gesicht noch zornig und finster. Das Bild, vor dem sie geflohen war, wiederholte sich immer wieder vor ihren Augen. Sie sah die fremde Frau neben ihrem Gatten und fühlte den kalten Blick der Augen, die sich im Glas spiegelten. Langsam aber, wie sie so dasaß unter dem leise fallenden Herbstlaub, entwich das feindliche Bild, und ihre Züge verwandelten sich. Gedanken kamen, die hinweg spülten, was hässlich und feindlich war. Und ihr Gesicht, in dem der Ausdruck wichtiger war als die Form, gewann eine klare, seelenhafte Schönheit. Sanftes Rot stieg in ihre Wangen, ein Rot, in dem sich Glück, Scham und Weh miteinander mischten. Es war ein madonnenhaftes Erglühen, das

ein schönes und schmerzliches Wunder begrüßte.

Von dieses Wunders Hand gebeugt, saß Martha lange Zeit, ihre Blicke still auf die welken Blätter am Boden gerichtet. Sie sah kaum empor, wenn einer der seltenen Spaziergänger vorüberkam. Aber jetzt fiel auf den Weg ein Schatten, der nicht vorüber glitt gleich den anderen, sondern zu ihren Füßen haltmachte. Und wie sie nun aufsaß, hörte sie von einer tiefen, ein wenig rauhen Stimme die Worte: »Guten Tag, gnädige Frau.« Die Worte waren konventionell und nichtssagend an sich, aber es war ein besonderer Ton darin, der ihnen Bedeutung verlieh.

Sie fühlte, wie das Rot auf ihren Wangen sich verstärkte. Hatten ihre Gedanken Zauberkraft gehabt und gerade den Mann herbeigeführt, an den sie gedacht hatte? Die leise Scham vor sich selbst wurde stärker in ihr, zugleich aber war in ihrem Herzen eine warme Freude.

»Herr Burkhardt, Sie?« Weiter vermochte sie nichts zu sagen.

Auch er fand keine Worte, machte nur eine unbestimmte, verlegene Bewegung mit seiner Hand. Nach einem raschen Blick empor in seine Augen hatte Martha wieder den Kopf gebeugt und sah vor sich nieder auf die gelben und roten Blätter wie zuvor.

So blieben die beiden ein paar Sekunden. Die Frau gewann zuerst wieder die gesellschaftliche Beherrschung.

Sie richtete sich auf und fragte: »Sie waren in der Stadt?«

»Ja, gnädige Frau.«

Nach einer kleinen Pause wieder eine Frage: »Der Abend neu-lich bei uns, ist er Ihnen gut bekommen?«

»Ja, gnädige Frau.«

Ein Zucken ging um ihre Lippen. Fragend sah sie zu ihm empor.

»Warum nennen Sie mich so?«

»Wie soll ich Sie anders nennen?« Seine Stimme war noch ein wenig rauer geworden als vorher.

»Freilich, wir sind einander sehr fremd geworden.«



»Sehr fremd.«

»Aber Sie denken auch noch zuweilen an das, was früher war. Sind wir nicht Kinder gewesen zu gleicher Zeit, sind wir nicht hier zusammen ausgewachsen, haben wir nicht miteinander gespielt und uns Max und Martha genannt?«

»Ja, wir waren Kinder!« Eine beinahe drohende Bitterkeit klang in seinen Worten. Er schwieg einen Augenblick, um dann in gleich bitterem Ton hinzuzufügen: »Kinder wissen nichts von der Welt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, von Standesunterschieden wissen die Kinder nichts. Wenn man klein ist, ja, dann darf man zusammen spielen, die Tochter des Fabrikherrn und ein Werkmeistersohn. Aber dann, später, wenn er größer und klüger wird, er muss dann doch einsehen, was zwischen ihnen liegt.«

Lebhaft hob sie den Kopf und sah ihm voll ins Gesicht. »Wenn wir einander so fremd geworden sind ...« Nun stockte sie wieder, besann sich zögernd eine Sekunde lang. Dann sagte sie rasch und fest: »Wenn Sie ein wenig Zeit haben, setzen Sie sich zu mir her. Lassen Sie uns das alles einmal besprechen als gute Freunde. Sie haben mich gemieden diese ganze Zeit, sind mir immer ausgewichen, heute führt uns ein Zufall zusammen. Kommen Sie ... wollen Sie?«

Burkhardt atmete ein paar Mal hintereinander tief und rasch. »Ja, ich will«, stieß er dann hervor und setzte sich mit schwerfälliger Bewegung ans äußerste Ende der Bank.

Nun er neben ihr saß, musste sie auch erst nach Worten suchen. In ihrer Verlegenheit griff sie nach einem herabgefallenen Ahornblatt, das zwischen ihnen lag und wundervoll rot und gelb gezeichnet war. Auf das Blatt niederbückend, sagte sie mit unsicherer Stimme: »Sie sind lange fort gewesen.«

»Fort und vergessen.«

»Wer sagt Ihnen das?«

»Was inzwischen geschehen ist, sagt es mir. Denn sonst ... ich

an Ihrer Stelle ...« Seine Blicke sprachen weiter für seine stockenden Lippen. Er sah sie mit so glühenden Augen an, dass ihr war, als ob der Blick sie verbrennen müsste. Gleich einem Abglanz dieses Feuers kam neues, heißes Rot auf ihre Wangen.

»Sie sind ja verheiratet«, stieß er jetzt mühsam hervor. »Glücklich verheiratet!«

»Wer sagt Ihnen, dass ich glücklich bin?«

Er ballte die Fäuste, hob seinen mächtigen Oberkörper. »Ich will es hoffen ... will es glauben ... sonst ...«

Es war eine furchtbare Drohung in seinen Blicken, vor der sie erschrak, während gleichzeitig ein leises, warmes Freudengefühl ihr durch die Adern rieselte wie schwerer Wein.

»Ja, ja, glauben Sie es, nehmen Sie es an, dass ich glücklich bin«, sagte sie schnell.

Er ließ die geballte rechte Hand schwer auf seinen Schenkel niederfallen. »Nun, dann ist es ja gut.«

Sie schwiegen. Martha zerdrückte das Ahornblatt, das sie noch immer gehalten hatte, in ihrer Hand und ließ es zu Boden sinken.

»Warum sind Sie so lange fortgeblieben«, fragte sie dann.

»Warum ich ...«

»Fünf lange Jahre waren Sie fort, in Amerika drüben. Und vorher schon, die Zeit auf der Hochschule, vier Jahre waren das auch. Aber damals haben wir uns doch noch zuweilen gesehen, wenn Sie in Ihren Ferien nach Hause kamen.«

»Ich wollte, dass ich fortgeblieben wäre.«

»Warum?«

Er schwieg. Er hatte schon die vorigen Worte nur mit einer scheinbar schmerzlichen Anstrengung hervorgebracht. Sie aber fragte weiter: »Wenn Sie so sprechen, warum sind Sie jetzt überhaupt gekommen, warum sind Sie geblieben?«

Er stemmte seinen Stock schräg auf den Boden, beugte tief den Kopf, als ob er hinab gepresst würde, und ließ das Kinn auf den Händen ruhen, die den Silbergriff umklammerten. So gab er Antwort, vor sich nieder blickend, als ob er zum Erdboden spräche.

»Drüben in Amerika habe ich es einmal gesehen, es war ein großes Feuer, auch ein paar Stallgebäude brannten. Man hatte die Tiere gerettet, sie standen weit ab vom Feuer. Aber eins von den Pferden, es war ein gesundes, braves Tier, wie das die Flammen sah, da riss es sich los und rannte hinein in den brennenden Stall, in dem es zu Hause gewesen war, mitten hinein in die Glut. Es war nicht mehr zu retten, es ist elend verbrannt.«

Martha presste die Hände mit Gewalt ineinander, als ob sie sich an etwas halten müsste, um nicht fortgerissen zu werden von einem gewaltigen Strom des Gefühls.

Nach einer Weile sagte sie leise: »Ich verstehe Sie nicht.«

»Nein, Sie verstehen mich nicht, haben mich niemals verstanden. Sonst ...«

»Was wollen Sie sagen?«

»Sonst hätten Sie nicht geheiratet.«

Nun hob sie zornig den Kopf und stolz. »Es ist nicht meine Schuld, wenn es dahin gekommen ist.«

»Meine Schuld etwa?«

»Jawohl! Das ist es, was ich vorhin sagen wollte. Wenn wir einander so fremd geworden sind, ist es Ihre Schuld, nicht meine. Warum haben Sie mir nie geschrieben?«

»Warum ich ...?« Er stockte, sah sie verständnislos mit weit geöffneten Augen an.

»Ich habe gewartet, geduldig gewartet. Sie hatten mir ja gesagt, damals beim Abschied, Sie würden mir nicht schreiben, ehe Sie nicht aus eigener Kraft sich eine Stellung im Leben errungen hätten. Ich habe Sie verstanden, wenn ich selbst auch niemals einen Unterschied gefühlt habe zwischen uns. Mensch ist Mensch, und Sie waren mein Freund. Aber als dann Monat auf Monat verging und Jahr auf Jahr, als keine Zeile von Ihnen kam, kein einziges warmes Wort ...«

In seinen Augen war das dumpfe, verständnislose Staunen immer größer geworden. »Aber ich habe geschrieben.«

»Das ist nicht wahr!«

»Ich lüge nicht, ich habe noch niemals gelogen. Sie haben es wohl über Ihr neues Glück vergessen.«

»Über mein Glück! Vergessen, einen Brief von Ihnen vergessen! Oh, wenn Sie wüssten, wie mein Herz nach einem Brief sich gesehnt hat. Ich wüsste heute noch jedes Wort in ihm, wenn er gekommen wäre!«

»Hören Sie mich an. Wir müssen ruhig bleiben, müssen das ruhig besprechen. Es ist eine so wichtige Sache, für mich gewiss, vielleicht auch für Sie. Lassen Sie mich nachdenken. Ja, so war es. Ich hatte in den ersten fünf Monaten nicht geschrieben, als ich drüben war. Es wurde mir schwer, aber ich wollte mein Abschiedswort halten. Und es dauerte länger, als man denkt, wenn man jung ist, bis man eine Stellung erringt im Leben. Aber dann, als ich wirklich festen Boden unter den Füßen fühlte, da war es mein Erstes, dass ich Ihnen schrieb. Im Reden bin ich ungeschickt, Sie wissen es. Aber im Schreiben, wenn ich so ganz allein bin mit mir, da kann ich schon sagen, wie mir zumute ist. Und ich habe es getan, es war ein langer Brief. Alles war darin, mein ganzes Gefühl, meine Sehnsucht, meine grenzenlose Sehnsucht, hierher nach Ihnen! Haben Sie das wirklich vergessen, oder ...?«

»Ich habe diesen Brief niemals bekommen. Keine Zeile von Ihrer Hand habe ich bekommen in all den Jahren.«

»Das ist ja nicht möglich! Briefe gehen so selten verloren. Es kann ja geschehen, vom Ausland her, aber es ist mir noch niemals passiert. Und gerade dieser Brief, dieser wichtige Brief, an dem gewissermaßen mein Leben ...«

»Er muss verloren gegangen sein, auf irgendeine Weise. Niemals ist er in meine Hände gelangt.«

»Welch ein Unglück! Oh, Sie wissen ja nicht, welches Unglück das für mich gewesen ist! Sie wissen ja nicht, welche Zeit ich damals durchgemacht habe. Dies Warten auf einen Brief, auf die Antwort von Ihnen, jeden Tag und jede Stunde, und immer vergeblich ...«

»Warum haben Sie nicht noch einmal geschrieben?«

»Dazu war ich zu stolz. Ihr Schweigen war mir Antwort genug. Und ich wäre niemals wieder hierhergekommen, wenn nicht Ihr Herr Vater, Sie wissen ja, dass er mich weiter studieren ließ, als mein Vater starb. Als er von den Verpflichtungen der Dankbarkeit sprach, dass ich nun seinem Unternehmen meine Kräfte widmen sollte, da habe ich mir vorgelogen. Mich selbst kann ich belügen, andere nicht, ich käme nur aus Dankbarkeit für ihn zurück. In Wahrheit ist es mir gegangen wie dem Tier, dem Pferd, von dem ich gesprochen habe, das wieder in den brennenden Stall hineingerannt ist. So bin ich hineingerannt in die Flammen, die hier, hier um Sie brennen!«

Seine Lippen zitterten, sein ganzer Körper bebte. Die Leidenschaft hatte seine Zunge freimachen wollen, und wenn er auch in stammelnden, abgerissenen Sätzen sprach, sein Gefühl brach doch in ihnen hervor wie glühender Lavastrom.

Martha legte die Hände für einen Moment vor ihre Augen, als ob sie diese Glut von sich abschließen müsste, um klar zu sehen. Dann wieder die Hände sinken lassend, sagte sie langsam: »Ja, das war wirklich ein großes Unglück mit jenem Brief. Ein großes Unglück für uns beide. Wenn ich ihn bekommen hätte.«

»Sagen Sie mir nur das eine, darum bitte ich Sie: Haben Sie deshalb, nur weil dieser Brief nicht in Ihre Hände kam, haben Sie deshalb einen anderen Mann geheiratet?«

»Deshalb nicht allein. Ihr Schweigen hatte mich irregemacht, aber ich hätte doch wohl noch weiter gewartet und gehofft, wenn das andere nicht hinzugekommen wäre.«

»Welches andere?«

Mit einem tiefen Atemzug holte Martha sich zu der Antwort Kraft: »Ihre Verlobung.«

Noch staunender, noch verständnisloser als vorher blickte Burkhardt sie an. »Meine Verlobung? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie haben doch ..., Sie wollten sich doch verloben, drüben in Amerika, mit einem reichen Mädchen, Miss Hastings ...«

»Ich kenne keine Miss Hastings, und ich habe nie daran ge-

dacht, mich zu verloben. Aber das muss ich wissen: Wer hat Ihnen das von mir gesagt?« Wie schweres Donnergerollen klang es in seiner Stimme.

»Jemand, an dessen Wort ich glauben musste. Denn er kam ja von drüben, dieser Herr Ebisberg.«

»Ebisberg? Oh, nun wird es mir klar, nun verstehe ich alles. Das also war seine Rache!«

»Rache?«

»Jawohl. Er kam damals herüber, um als Lernender in das gleiche Geschäft einzutreten, in dem ich angestellt war. Ich wusste, dass er von hier kam, dass er ihren Vater besucht hatte vor seiner Abreise nach drüben. Er hatte Sie gesehen! Ich sprach von Ihnen, fragte nach Ihnen. Zurückhaltend, vorsichtig, meiner Ansicht nach, er muss aber doch bemerkt haben, dass ich ... Bald bekam ich auch heraus, was für ein Mensch er war. Einer, der glaubt, sich alles in der Welt kaufen zu können, seines reichen Vaters einziger Sohn. Einer, für den es auch keine Frauenreinheit und Frauenehre gibt. Nicht einmal vor Ihnen hat er haltgemacht mit seinen schmutzigen Gedanken und schmutzigen Worten. Ich will es nicht wiederholen, was er gesagt hat. Aber damals, wir saßen beim Wein, damals habe ich die nächste Flasche genommen, die vor mir stand und sie auf seinem verdammten Kopf zerschlagen. Dafür hat er sich dann gerächt.«

»Mag sein. Aber es ist noch etwas anderes hinzugekommen, Rache war es nicht allein. Dieser Herr Ebisberg hat mich heiraten wollen.«

»Er, Sie?«

»Jawohl. Eine Geschäftsverbindung Sie verstehen. Mein Vater und seiner machen ja seit langer Zeit Geschäfte miteinander, sie haben jetzt auch das Unternehmen in Amerika, das der Sohn leiten soll, zusammen begründet. Meine Heirat sollte nur so etwas wie ein Siegel auf den Geschäftsvertrag sein. Darum war Vater auch dafür und redete mir zu. Sie bedrängten mich von allen Seiten. Aber ich habe es nicht getan. Ebisberg war mir vom ersten

Augenblick an zuwider. Seit er mir das gesagt hatte, das mit Ihnen, da habe ich immer nur daran denken müssen, sobald ich ihn sah. Das hätte zwischen uns gestanden für immer, auch wenn ich mich zu dieser Heirat hätte zwingen wollen. In seinen Armen hätte ich immer nur an Sie denken können.«

Sie schwieg einen Augenblick, und auch Burkhardt sprach nicht. Er grübelte stumm vor sich hin, während er gleichzeitig auf ihre Worte hörte. Nun fuhr sie fort: »Mein jetziger Mann kam gerade damals hierher. Sein glänzendes Äußeres, seine gesellschaftlichen Talente bestachen mich. Dass eine Heirat mit einem anderen mich am sichersten von dem verhassten Ebisberg befreien würde, war mir klar. Der vornehm klingende Name de la Motte gefiel auch Vater. Sie wissen, er hat seine kleinen Schwächen, so gut er ist. Er möchte gern selbst geadelt werden, hat ja darum auch die Ruine der Burg Eschersleben hinter unserem Haus gekauft, um vielleicht einmal Helbig von Eschersleben zu heißen. Ich habe meinen Widerwillen gegen Ebisberg deutlich gezeigt, und Vater wollte mich nicht zwingen. Als darum der andere kam, der um mich warb, hat er ja gesagt, als ich selbst es tat. Es geschah, weil ich unglücklich war, weil ich mich von Ihnen verlassen glaubte, nach einem Halt und einem Schutz suchte. Gefunden habe ich das nicht. Ob Ebisberg mich unglücklicher gemacht hätte, weiß ich nicht. Sie sind beide von gleicher Art. Geld ist beiden der Inbegriff des Lebens, nur dass Ebisberg um seiner selbst willen es liebt, dass er es besitzen und aufhäufen möchte, während mein Mann, wenn er es könnte, die Sterne vom Himmel risse und sie zu guten Goldstücken münzen ließe, die er dann um sich her unter die Leute streuen würde.«

Burkhardt war ganz in sich zusammengesunken. Das tiefe Grübeln lag auf ihm gleich einer schweren Last. Er murmelte halblaut vor sich hin: »Er hat es doch getan!«

»Was meinen Sie?«

»Dass es genug ist an einem Schurken. Dass der eine, der meine Verlobung erlogen hat, auch der Dieb des Briefes gewesen ist.«

»Vielleicht ...«

»Mein Gefühl sagt es mir, es betrügt mich nicht. Und er war damals hier, als ich den Brief schrieb. Ich weiß das bis auf das Datum genau. Vor vier Jahren ist es gewesen, am 15. August 1906. Im Herbst 1905 war ich hinübergegangen. Ebisberg kam im Laufe des Winters. Bis in den Juli hinein blieb er dort. Er trat sehr bald nach seiner Heimkehr in Ihres Vaters Fabrik als Volontär hier ein. Er war damals hier.«

Burkhardt begleitete die letzten Worte mit einer schweren Bewegung seiner geballten Faust, als ob er den Mann zerschmettern wollte, von dem er sprach. Und er übersetzte die Bewegung in Worte mit wutbebender Stimme: »Dieser Schurke, dieser falsche, tückische Hund! Aber ich will ihn stellen, er soll mir Rede stehen!«

»Um Gottes willen, ich beschwöre Sie, bleiben Sie ruhig! Der Zorn ist ein schlechter Wegweiser. Überlegen Sie, warten Sie. Versprechen Sie mir das. Ich muss auch Vater noch fragen, ob er etwas von dem Brief weiß. Gleich Morgen will ich es tun, wenn es mir heute nicht mehr möglich ist. Er hat eine Konferenz in der Stadt. Warten Sie, bis ich Ihnen darüber Nachricht geben kann, lassen Sie vierundzwanzig Stunden vergehen und werden Sie ruhig. Tun Sie es mir zuliebe, wollen Sie, Max?«

Ihre Stimme war ganz leise geworden, aber ihre letzten Worte trafen ihn ins Herz. Von seinen Lippen kam ein Ton, halb wie ein Schluchzen, halb wie ein Jubelruf.

»Sie nennen mich ... nennen mich ... wie damals ... damals, als wir Kinder waren ... und später. Als wir ... als wir ...«

»Einander zum ersten Mal sagten, dass wir uns lieb hätten. Ja, Max, wie damals. Und sehen Sie, so traurig das alles ist, was wir heute hier erfahren haben, dieser Irrtum, dieser Betrug, der eingegriffen hat in unser Leben, eins hat uns der heutige Tag doch wieder geschenkt. Und es ist so golden schön, wie der Sonnenschein dort oben auf den goldenen Blättern! Das Bewusstsein, dass wir einander nicht verloren haben.«



»Ja, das ist schön, so wunderbar, so schön, o Martha, Martha!«  
Sie stand auf. »Hier können wir nicht sprechen, wie wir sprechen möchten. Morgen früh will ich Vater wegen des Briefes fragen. Kommen Sie morgen Abend um zehn Uhr in die Eschenallee hinter unserem Garten. Dann kann ich Ihnen auch sagen, was Vater geantwortet hat. Wollen Sie, Max? Ist es Ihnen so recht?«

»Alles, alles!« Er war auch aufgestanden und schaute nach oben, wo das weichende Tageslicht in roter, letzter Glut erstarb. Er sagte leise: »Ja, so golden schön, wie der Sonnenschein dort oben!«

Ganz versunken in ihr großes Glücksgefühl, das für den Augenblick alle Zweifel und Fragen überflutete, gingen sie nun stumm nebeneinander unter den herbstlichen Bäumen über das welke Laub her. Die Glut über ihnen verloderte nach und nach, das Tageslicht erblich, ein leiser Abendnebel stieg vom Boden auf.

## Siebtes Kapitel

Martha blieb, als Burkhardt sie bis an den Eingang ihres Gartens begleitet hatte, noch einen Augenblick stehen und sah, wie seine Gestalt im Abendnebel verblassend verschwand. Nun trat sie hinein in den Garten und umschritt langsam den großen Rasenplatz vor dem Eingang der Villa. Die schon müde blühenden Blumen auf den Beeten standen erbleichend im sterbenden Licht des Tages.

Aber Martha hatte jetzt keinen Blick für die Natur um sie her. In ihre Seele schaute sie hinein, in das wilde Wogen von Zorn, Schmerz und jubelnder Freude, das dort so gewaltig tote. Doch immer wieder siegte die Freude. Max liebte sie noch, hatte sie geliebt all die Jahre hindurch! Das war ein Glück, wie sie noch keines gefühlt hatte. Vor seinem Glanz versank in wohlthätige Dunkelheit alles, was an Sorgen und Konflikten hinter dieser

wärmenden, leuchtenden Erkenntnis verborgen war.

Plötzlich fuhr sie zusammen. Fast unmittelbar neben ihr war in der Dämmerung eine Männergestalt aufgetaucht; sie kam nicht vom Haus her, sondern aus einem der schon tief umdunkelten, dicht umbuschten Seitengang des Parks. Aber sie lächelte gleich darauf über ihr Erschrecken, sie hatte Herrn von Hofen in der unerwarteten Erscheinung erkannt. Er grüßte höflich und blieb mit abgezogenem Hut vor ihr stehen.

»Gnädige Frau verzeihen, dass ich ein wenig im Garten hier umhervagiert bin. Ich hatte die Absicht, Ihnen und Ihrem Herrn Vater meinen Besuch zu machen, aber man sagte mir, dass alle fortgegangen wären, auch Ihr Herr Gemahl.«

»Ja, wir waren in der Stadt. Alle, die Herren sind noch dort.«  
»Ich bin glücklich, die gnädige Frau wenigstens begrüßen zu dürfen. Meine Neugier belohnt sich. Als ich niemand traf, bin ich so kühn gewesen, ein wenig im Park herumzuspazieren und mir alles anzuschauen. Ein prächtiger Besitz!«

»Wollen Sie nicht mit hinaufkommen?«

»Danke, nein, gnädige Frau. Ich muss jetzt gehen.«

»Dann kommen Sie hoffentlich bald ein andermal.«

»Ich mache gerne von der gütigen Erlaubnis Gebrauch.«

Er küsste Martha die Hand, warf dann einen Blick zu der Villa hinauf, bis an deren Eingang er sie begleitet hatte. »Gnädige Frau wohnen oben?«

»Ja, droben im zweiten Stock. Das heißt, es ist eigentlich ein großer gemeinsamer Haushalt. Wir essen mit Vater zusammen, auch die Gesellschaftsräume im ersten Stock sind gemeinsam. Vater wohnt unten, aber mein Mann hat auch noch ein Arbeitszimmer neben dem seinen.«

»Sehr nett, sehr behaglich. Wollen gnädige Frau die Güte haben, mich den Herren zu empfehlen? Ich werde mir erlauben, bald einmal wieder vorzusprechen.«

»Gewiss. Gute Nacht, Herr von Hofen.«

»Gute Nacht, gnädige Frau.«

Sie hatte die Aufforderung nicht noch einmal wiederholt, mit hinaufzukommen. Sie fühlte Sehnsucht, mit ihren stürmenden Gedanken und Empfindungen allein zu sein. Wohltätig empfing sie beim Eintreten die Stille des großen Hauses, dessen weite Räume scheinbar ganz menschenleer, aber schon hell und warm beleuchtet waren. Während Martha die Treppe zum zweiten Stockwerk langsam hinaufschritt, kam nun aber auch das Gefühl des Gebundenseins, der übernommenen Pflichten wieder lastend über sie, dämpfte den Jubel des Glücks in ihrem Herzen.

Ihr kleiner Salon war leer, und sie ging behutsam gleich in das nebenan gelegene Schlafgemach des Knaben.

Er war schon in sein kleines Bett gebracht worden, und sie schickte das Kinderfräulein, das wachsam daneben saß, hinaus, um selbst ihren Platz einzunehmen.

Lange Zeit blieb sie regungslos und blickte nieder auf ihr schlafendes Kind, um dann ganz leise zu sagen: »Ich will dir eine gute Mutter sein und bleiben.« Gewaltsam lenkte sein Anblick ihr nun auch die Gedanken wieder zu ihrem Gatten zurück. Sie nickte leise, gedankenvoll den Knaben still betrachtend. Ja, dich liebt er«, flüsterte sie. »Dich allein auf der Welt.«

Endlich stand sie auf, rief das Kinderfräulein zurück und ging in ihr kleines, helles Boudoir. Dort schritt sie lange Zeit auf und nieder, tief in Gedanken. Sie gedachte der Jahre, die zwischen ihrer Kinderzeit und heute lagen, in denen sie nichts von ihrem Jugendfreund gehört, nichts von ihm gesehen hatte.

Sie war Mutter geworden und hatte redlich versucht, nicht nur ihr Kind, auch ihren Mann zu lieben. Aber es war immer etwas dagewesen, was ihre Seele von ihm zurückstieß. Anfangs war sie mit sich ins Gericht gegangen und hatte darüber gegrübelt, ob nicht ihr Jugendgefühl für den andern es war, was zwischen ihnen stand. Langsam aber hatte sie gelernt, sich von dieser Schuld freizusprechen. Aus tausend kleinen Zeichen war es ihr klar geworden, dass auch Karl Georg sie nicht aus Liebe geheiratet hatte, dass nur ihres Vaters Geld es gewesen war, was ihn zu ihr

getrieben hatte. Und nun war es ihr ein Gefühl der Befreiung, dass ihr Herz nichts mehr für ihn empfand; sie freute sich, es ihm gesagt zu haben, bevor sie Gewissheit erhalten hatte von Max Burkhardts Liebe.

Der Diener, der sie zum Abendessen rief, unterbrach ihr tiefes, widerspruchsvolles Grübeln. Ihr Mann war nicht nach Hause gekommen und kam auch jetzt nicht. Martha saß allein im Speisezimmer, aß eine Kleinigkeit und ging wieder hinauf. Sie hörte nach einiger Zeit ihren Vater heimkommen, es war aber zu spät geworden, um heute noch mit ihm zu reden. Dann kam die tiefe Ruhe der Herbstnacht über das Haus. Martha las noch eine Weile still für sich; sie hatte Heines Buch der Lieder, das in ihren Mädchenjahren ihre Lieblingslektüre gewesen war, nach langer Zeit einmal wieder hervorgesucht. Ein tiefer Seufzer kam von ihren Lippen, als ihr Blick auf die Verse fiel:

*Mein Kind, wir waren Kinder,  
Zwei Kinder, jung und froh,*

Sie ließ das Buch sinken, starrte mit großen, feuchten Augen vor sich hin und las nicht weiter.

Gleich nach Mitternacht ging Martha schlafen. Und ihres Mannes Fernsein war ihr wie eine Rechtfertigung für ihr sehnsüchtiges Denken an den wiedergefundenen Jugendfreund. Noch in ihre Träume hinein wirkte das Wiedersehen. Sie war in den freundlichen Fantasien der Nacht wieder ein Kind und spielte wie vor Jahren mit Max Burkhardt. Sie hatte sich in die große Hundehütte bei der Fabrik verkrochen und wartete darauf, dass er sie suchen und finden sollte. Und jetzt kam er wirklich, klopfte mit leisem Finger auf das hölzerne Dach. Sie rührte sich nicht, blieb ganz mäuschenstill. Aber Max klopfte noch einmal, heftiger, lauter. Nun fuhr sie plötzlich empor aus dem Schlaf. Es hatte wirklich geklopft, und sie hörte des Dieners wohlbekannte Stimme rufen: »Gnädige Frau! Gnädige Frau!«

Ihr erster Gedanke galt nun doch ihrem Mann. War ihm ein Unglück zugestoßen? Aber nein, der Diener bat im Auftrage ihres Vaters, rasch aufzustehen und zu ihm hinunterzukommen. Eilig warf sie die Kleider über und ging hinaus. Da war auch ihr Vater schon selbst auf der Treppe, nur notdürftig angekleidet. Sein graues Haar umgab den Kopf gleich einem wirren Heiligenschein.

Er sagte flüsternd mit aufgeregter Stimme: »Martha, hast du nichts gehört?«

»Nein. Was denn?«

»Da sieht man, wie du schläfst. Aber unsereiner, du lieber Gott, nicht einmal in der Nacht hat man seine Ruhe! Schlaflos lag ich und hörte die Uhr alle Viertelstunden schlagen. Und jetzt, vor zwanzig Minuten ungefähr, da fing noch ein anderes Geräusch an. Es war wie ein Kratzen an der Wand neben meinem Bett. Na, das war nicht gerade gemütlich kann ich dir sagen. Eine Gänsehaut nach der andern lief mir über den Rücken. Das Geräusch hörte zuweilen auf, aber es fing immer wieder an. Zuletzt, ich bin ja doch ein mutiger Kerl, zuletzt habe ich dem Diener geklingelt und jetzt wollen wir zusammen einmal nachsehen, ob etwa gar Einbrecher im Hause sind. In der Stadt wurde heute wieder kaum etwas anderes gesprochen als von solchen Gaunerstreichen.«

Sie waren unten im Flur angekommen. Helbig holte sich einen Revolver aus dem Schlafzimmer und gab dem Diener einen alten Säbel, der sonst als Wanddekoration diente, in die Hand. So ausgerüstet, begannen alle drei zusammen einen Rundgang durchs Haus. Die Räume des Erdgeschosses wurden zunächst mit Sorgfalt abgesucht, wobei der Diener unter Betten und Sofas kriechen musste, während Martha die Schranktüren öffnete, hinter denen sich ein Mensch verborgen haben konnte. Vergeblich aber war alles forschen, das Helbig mit Schelten auf seinen Schwiegersohn belebte, der sich wieder einmal in der Stadt herumtrieb, sein gutes Geld vergeudete und unterdessen in der Villa Räuber und

Mörder ihr Spiel treiben ließ. Doch fanden sich weder Mörder noch Räuber. Die beiden oberen Geschosse wurden mit gleichem Eifer durchsucht, aber auch voll kommen fruchtlos. Nirgends fand sich eine Spur von irgendetwas Ungewöhnlichem. Haustür und Fensterläden waren fest verschlossen, alle Räume leer und still. Keine Spur von einem Geräusch war zu vernehmen.

»Vater, du hast wohl geträumt?« sagte Martha lächelnd.

»Unsinn, Kind! Wie kann ich denn träumen, wenn ich nicht schlafe? Aber vielleicht«, seine großen, vortretenden Augen füllten sich mit raschen Tränen, »vielleicht war es der Totenwurm, der mir mein Ende verkündigte. Du lieber Gott, ich bin ja nicht weit von zweiundsechzig. Und auch der Unglücksfels dort hinten soll schon geleuchtet haben. Ach, es ist schauderhaft!«

Am nächsten Morgen herrschte Gewitterstimmung in der Villa. Der Kommerzienrat litt an heftigem Rheumatismus, den er sich seiner Ansicht nach bei den zwei nächtlichen Promenaden geholt hatte, weil er dabei zu leicht bekleidet gewesen war. Er hatte sich gleich nach dem Frühstück mühsam die Treppen hinausgeschleppt und in Marthas Boudoir häuslich eingerichtet, um sich von ihr dort unterhalten zu lassen. Er war ärgerlich über die nächtliche Störung, der Diener hatte bereits in aller Frühe mit einer Anzeige zur Polizei laufen müssen, über seine Schmerzen, über die Notwendigkeit, sich zu Hause zu halten. Wütend war er vor allem auf Karl Georg. Dass dieser tatsächlich wieder gespielt hatte, war ihm schon am Tag zuvor durch einen von ihm abgeordneten Detektiv berichtet worden, und er sehnte sich danach, ihm seine Meinung darüber gründlich zu sagen. Den ganzen vorigen Tag aber, einen Sonntag ohne Fabrikarbeit, war der Schwiegersohn, als ob er etwas geahnt hätte, nicht nach Hause gekommen. Auch in der Nacht bei der Untersuchung war er fern gewesen, und jetzt lag er noch in seinem Bett und schlief in den Tag hinein. Die zornigen Klagen Helbig's hatten Martha bisher gehindert, ihre Frage nach Burkhardts verlorenem Brief zu tun, die sie so sehr bewegte. Jetzt nach dem Frühstück hatte sie ge-

hofft, endlich davon sprechen zu können, aber es kam eine neue Störung. Ein Blick in die Morgenzeitung hatte den Kommerzienrat abermals in Aufregung versetzt.

»Höre nur, Martha«, rief er mit bebender Stimme, »man ist hier wirklich seines Lebens nicht mehr sicher. Gestern schon hat man allerlei gemunkelt in der Stadt, hier steht es ausführlich. Im Excelsiorhotel hat man in vorletzter Nacht einen Engländer um tausend Pfund bestohlen. Und wie haben die Gauner das gemacht? Höre nur, höre nur! Sie haben vom Nebenzimmer aus ein Loch in die Wand gebohrt, an der das Bett von dem Engländer gestanden hat, haben ihm durch eine feine Röhre Chloroform aufs Gesicht gespritzt und ihn so betäubt. Morgens noch hat man das Chloroform ganz deutlich riechen können. Dann haben die Kerls in der sorgfältig verschlossenen Tür den Schlüssel von außen umgedreht, mit einem besonderen Instrument, Uistiti nennen sie hier das Ding, ein komischer Name! Und so sind sie hineingekommen. Eine schauerhafte Geschichte. Dabei das Geräusch in letzter Nacht, ich könnte darauf schwören, dass es in der Wand über meinem Bett war, ich habe trotz meiner Schmerzen die Wand noch einmal von allen Seiten untersucht, aber nichts gefunden. Und nun ...«

In diesem Augenblick erschien Karl Georg, lächelnd und heiter wie gewöhnlich, aber noch bleicher und starrer im Gesichtsausdruck als an den vorhergehenden Tagen. Er trat mit den Worten herein: »Ich hörte hier sprechen. Wollte nur Guten Morgen sagen, bevor ich zum Frühstück hinuntergehe.«

»Damit warte gefälligst noch ein wenig«, fuhr sein Schwiegervater ihn an. »Du kommst mir gerade recht. Martha, gehe hinaus für ein paar Minuten. Ich habe mit Karl Georg zu sprechen.«

Martha gehorchte, Helbig setzte sich in Positur, soweit sein Rheumatismus es gestattete. »Ich habe neulich schon davon gesprochen, dass ich den Verdacht hätte, du spielst wieder. Und ich habe jetzt auch den Beweis dafür. Du spielst, im Palasthotel, wenn du das auch noch hören möchtest.«

»Kann ich vielleicht erfahren, wer mich angepetzt hat?«

»Es fällt mir gar nicht ein, dir das zu sagen. Du hast dein Ehrenwort gebrochen und bist ein Lump in meinen Augen.«

»Du warst neulich schon so freundlich", mir das zu sagen.«

»Aber du wirst es noch öfter hören, sehr oft sogar; du Lump, du Lump, du Lump! Und ich sagte dir auch schon, welche Folgerung ich daraus zu ziehen gedenke. Nächste Woche, wenn ich nur erst wieder kriechen kann, fahre ich nach Köln und ändere mein Testament.«

»Nach Belieben.«

»Aber in dieser Nacht, in der an Schlaf für mich ja nicht zu denken war, ist mir noch etwas anderes eingefallen. Ich werde dich für kreditlos erklären lassen. Ich werde bekanntmachen, öffentlich, in den Zeitungen, dass ich auch nicht einen Pfennig von den Schulden bezahle, die du machst.«

Karl Georg zuckte die Achseln, sagte jedoch kein Wort. Erst nach einem Schweigen von ein paar Augenblicken tat er die Frage: »Kann ich nun gehen? War das der Schluss der Predigt?«

»Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Nun geh, wohin du willst. Ich bin froh, wenn ich dich nicht mehr sehe.«

De la Motte ging mit rascher, elastischer Wendung zur Tür hinaus. Martha kam kurz darauf zurück. Helbig schalt noch ein wenig hinter Karl Georg her, doch besserte seine Laune sich merklich, nachdem er sich den Ärger vom Herzen herunter gesprochen hatte. So hielt es Martha nach einiger Zeit für möglich, ihren Vater endlich nach Burkhardts Brief zu fragen. Sie begann mit einer allgemeinen Erkundigung, um Ebisbergs wahrscheinlichen Anteil an dem Verlust festzustellen.

»Vater, nicht wahr, die Briefe, die für uns kommen, werden alle zuerst in die Fabrik gebracht?«

»Sie werden überhaupt nicht vom Briefträger hergebracht. Ich lasse sie holen von einem Boten. Wir haben ja, wie jedes große Geschäft, unser eigenes Fach auf der Post.«

»Und wenn Privatbriefe dabei sind? Für mich zum Beispiel?«



»Die Briefe werden in der Fabrik sortiert. Was an Privatbriefen darunter ist, wird hierher in die Villa gebracht.«

»Wer tut es?«

»Einer von meinen jungen Leuten, selbstverständlich immer nur ein zuverlässiger Mensch. Wenn ein Volontär vorhanden ist, muss er es tun. Ich sehe dann hier noch einmal alles durch.«

Ein tiefer Atemzug bewegte Marthas Brust. »Also der Volontär«, wiederholte sie halblaut. Nach einem kleinen Schweigen tat sie dann eine direkte Frage nach Burkhardts verlorenem Brief.

»Vor vier Jahren soll das gewesen sein? Ja, liebes Kind, ich kann das nicht ohne weiteres ... von Burkhardt ein Brief an dich? Nein, das wäre mir aufgefallen, ich würde das nicht vergessen haben.«

»Du meinst also sicher, dass dieser Brief niemals in deine Hände gekommen ist?«

»Jawohl, ich kann das positiv behaupten. Sagt er denn, dass er dir geschrieben hat? Und was kann er dir überhaupt geschrieben haben?«

»Ich habe den Brief nicht bekommen, Vater, kann dir also nicht sagen, was darin gestanden hat.«

»Na, dann wird er wohl niemals abgeschickt worden sein. Kannst nun auch ein Buch schreiben: Briefe, die sie nicht erreichen.« Er lachte laut über seinen Witz, endete jedoch mit einem Schmerzensausruf; ein ungeschicktes Bewegen des kranken Beines hatte den Rheumatismus wieder aufgeweckt. Und er fügte schwermütig mürrisch hinzu: »Lachen darf man also auch nicht mehr! Na, nur zu, nur zu; bin ja den Ärger jetzt schon gewöhnt. Brauchst übrigens nicht so im Zimmer herumzulaufen, das macht mich nervös. Nimm die Zeitung, setze dich her und lies mir daraus vor. Aber keine Räuber- und Mordgeschichten mehr, davon habe ich genug.«

Martha gehorchte und tat alles, was den Vater nur irgend interessieren konnte. Nach der Zeitungslektüre kam anderes an die Reihe. Mitunter wurde sie durch eine Meldung oder Anfrage von der Fabrik her unterbrochen, und so ging der Tag hin. Erst

am Abend, als Helbig nach einem Trunk schweren Weines in seinem Lehnstuhl in einen sanften Schlummer verfallen war, konnte Martha sich ihren Gedanken hingeben. Sie trat in ihrem Salon an das Fenster und schaute träumend hinüber nach einem einsamen Licht, das aus dem Werkmeisterhaus bei der Fabrik durch die Baumzweige zu ihr herüber leuchtete. Sie wusste, dort stand ein Mann am Fenster und wartete, die Minuten zählend wie sie selbst, bis die Stunde kam, die das Wiedersehen für sie brachte.

Der Kommerzienrat pflegte zeitig schlafen zu gehen, und er tat es auch an diesem Abend. Um zehn Uhr konnte Martha das Haus verlassen und in den stillen, kühlen Herbstabend hinaus-treten. Der Mond war eben im Aufgehen, und eine silberne, wachsende Helle, die vom bergumwehrten Himmel in das Tal hinabströmte, ließ die Masse der Bäume dunkler, die Schatten tiefer und geheimnisvoller scheinen. Die gefallenen Blätter dufteten stark, das Rauschen des Flusses hinter dem Park mit seiner gleichmäßigen, vollen Melodie kam in der Stille der Nacht laut aus der Schlucht herauf.

Martha hatte beim Fortgehen gezaudert und einen Augenblick überlegt, ob sie die hintere Tür zur Brücke hin benutzen sollte, doch wusste sie, dass die Gittertüren an der Treppe dort schon verschlossen waren, und sie hielt es daher für einfacher, vom Hauptportal des Hauses durch den Garten und außen um diesen herum zur Eschenallee zu gehen, wo Burkhardt sie treffen sollte. Sie wunderte sich, ihn dort noch nicht zu finden, war seine Sehnsucht geringer gewesen als die ihre? Sie fragte es sich, indem sie sich fest eingehüllt in ihrem dunklen Abendmantel, auf eine der Bänke setzte, die dort im Schatten der Eschenbäume standen. In ihrem ungeduldigen Warten hatte sie kaum einen Blick für die stille, nächtliche Schönheit um sie her, für das wechselnde Spiel von Licht und Schatten, für die zierlichen, vom ersten Frost herab gestreiften Eschenblätter am Boden, die gleich kleinen, viel-fingrigen, vom Licht des Mondes versilberten Händen dort lagen. Unruhig sah sie nach links und rechts im Tal hinauf und

hinab. Es war angefüllt mit einer weichen, leicht verschleierten Flut von Licht, in der alle Gegenstände deutlich sichtbar waren, zugleich aber ihre körperliche Festigkeit und Schwere verloren.

Am häufigsten blickte Martha zu der Seite hin, wo die Fabrik lag, weil sie Burkhardt von dort erwartete. Dann aber wandte sich auch einmal wieder nach links, wo die Brücke hinter ihres Vaters Villa durch die Ferne verkleinert, im hellen Mondlicht gleich einem silbergeschmiedeten Geistersteg über der Schlucht schwebte. Plötzlich fuhr Martha zusammen. Kam der Erwartete von jener Seite? Rasch war eine dunkle Gestalt von den Bergen her über die Brücke hinübergeglitten und im tiefen Schatten, der hinter dem Haus lagerte, verschwunden. Es war viel zu weit entfernt, um die Nachterscheinung in dem kurzen Augenblick eiligen Vorübergleitens erkennen zu können, aber Marthas Gedanken waren zu sehr mit Burkhardt beschäftigt, um irgendeinen andern Menschen in der mondhellen Einsamkeit zu vermuten. Freilich fuhr ihr die Frage durch den Sinn, wie Max den Schlüssel zu den verschlossenen Gittertüren der Brückentreppe sich verschafft haben könne, doch grübelte sie nicht weiter darüber nach, sondern sprang auf und ging im tiefen Schatten der Baumkronen hastig zu jener Seite.

Sie war aber kaum zwei Minuten weit in der Allee dahingegangen, als unerwartet aus der Dunkelheit hervor eine Männerstimme sie anrief. Schrecken und Freude zugleich machten ihr die Knie beben. Denn es war die Stimme Burkhardts, die zu ihr sprach. Und als ob seine Gestalt aus einem der schwarzen Baumstämme sich losgelöst hätte, so stand er plötzlich neben ihr. Ein Mondstrahl fiel durch eine Lücke der Zweige hell auf sein Gesicht und ließ es in geisterhafter Blässe, wie getrennt vom Körper, der in der undurchleuchteten Finsternis blieb, in der Luft schweben.

»Sie, Max ... und hier?«

»Auf der Bank hier habe ich gewartet ... seit einer halben Stunde schon. Ich dachte, Sie kämen durch die Hintertür Ihres Hau-

ses.«

Er hatte mit einer Hand nach der Seite gedeutet, wo schattenhaft unter den Bäumen eine Bank in der Dunkelheit stand, und Martha fragte: »Hier haben Sie gegessen? Sind Sie nicht eben über die Brücke dort gegangen?«

»Über die Brücke? Nein. Die Türen sind ja verschlossen.«

»Und Sie haben auch nichts gesehen? Keine Gestalt auf der Brücke dort?«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Und auch nichts gehört?«

»Keinen Ton.«

»Sonderbar!«

Sie schwieg einen Augenblick. Es war ihr seltsam unheimlich zumute bei dem Gedanken an die dunkle, vorüber gleitende, nur ihr allein sichtbar gewordene Gestalt. Aber das warme Gefühl von Burkhardts Nähe ließ rasch das leise Grausen verschwinden.

»Vielleicht war es gar eine Vision von mir«, sagte sie mit einem leichten Lachen in der Stimme. »Wir wollen darüber nicht mehr sprechen. Es gibt andere und wichtigere Dinge, die wir zu bere- den haben.«

»Sie wollten mir Nachricht bringen ...«, begann Burkhardt, brach aber mitten im Satz ab.

»Darüber, was Vater gesagt hat wegen des Briefes, ja.«

»Was ist es?«

»Erst müssen Sie mir etwas versprechen, Max ...«

»Und was?«

»Ruhig zu bleiben, was ich Ihnen auch zu sagen habe.«

»Wenn ich es kann.«

»Sie können es, müssen es können, mir zuliebe.«

»Versuchen will ich es. Also, was hat er gesagt?«

»Es ist, wie wir vermuteten. Der Brief ist niemals in meines Va- ter Hände gelangt.«

»Unterschlagen also. Der Schuft!«

»Ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig.«

»Ruhig bleiben, wenn ich höre, dass ein Schurke mich um das Glück meines Lebens gebracht hat? Jawohl, das hat er! Seit gestern weiß ich es: Ich hätte glücklich werden können. Glücklich, wie noch niemals ein Mensch auf der Welt. Er hat mich bestohlen um dieses Glück. Sie hätten mich lieben können, ich habe das gestern gefühlt. Ich habe die ganze Nacht hindurch schlaflos gelegen und jedes Ihrer Worte durstig hundertmal wieder getrunken. Und ich hätte laut jubeln können und schreien vor Schmerz im selben Augenblick.«

»Um Gottes willen, beruhigen Sie sich Max! Es ist ja doch nur Vermutung, ist nicht erwiesen, dass er es getan hat.«

»Er hat es getan. Mir ist es erwiesen. Und er soll es mir büßen, der Bube!«

»Max, wenn Sie mich lieb haben, ein wenig lieb haben, bezwingen und beherrschen Sie sich. Nicht um dieses Menschen willen bitte ich Sie. Mein Zorn gegen ihn ist so groß wie der Ihrige. Nein, um Ihretwillen allein bin ich in Angst und Sorge. Wenn er Ihnen ein Leid zufügte, Sie wissen, er ist selbstsüchtig und brutal, wenn er Sie mir nähme, nachdem ich Sie gerade wiedergefunden habe.«

»Er ist brutal, aber feige. Nur durch Unterschlagung und Lüge hat er sich gerächt für den Schlag, den ich ihm versetzt habe. Damals habe ich darauf gewartet von Stunde zu Stunde, dass er mir seine Zeugen schicken sollte, sie sind nicht gekommen. Er hat sich dahinter versteckt, ich wäre nicht satisfaktionsfähig als ein Werkmeistersohn. Man hat mir es erzählt.«

»Und Sie selbst kenne ich, Max, kenne Sie von Jugend auf. Sie sind heftig und jähzornig. Sie könnten sich hinreißen lassen zu rascher, übereilter Tat. Ich bitte Sie, beschwöre Sie, zerstören Sie nicht ein Glück, das hinter diesen jetzigen Kämpfen und Sorgen für uns beide schlummern kann. Sie haben vorhin gesagt, Sie glaubten seit gestern, ich hätte Sie lieben können. Viel zu wenig haben Sie damit gesagt. Ich habe Sie geliebt seit meiner Kindheit, seit ich überhaupt ein Gefühl in meinem Herzen trage. Habe Sie

geliebt in Sehnsucht, Schmerz und Verzweiflung, als keine Botschaft von Ihnen aus der Ferne kam. Und ich liebe Sie heute mehr als jemals, weil ich Sie verloren geglaubt und wiedergefunden habe!«

»Martha ... Martha ...«

»Ja, Max, ich liebe dich. Lass es mich dir wenigstens dieses eine Mal sagen. Ich habe dich niemals vergessen. Mein Herz, meine Gedanken, meine Seele haben dir gehört und gehören dir noch. Ich kenne kein Glück, als durch dich. Aber darum versprich mir auch, dass du das Glück dieses Gefühls nicht in wildem Jähzorn zerstören willst.«

»Alles, alles, Martha, du machst mit mir, was du willst. Wenn ich höre, dass du mich liebst, ich muss doch versuchen, solch einer Liebe würdig zu sein, und wenn du mich bittest, ich verspreche dir, was du von mir verlangst.«

»Und ich danke dir dafür, Max.« Mit einem raschen Schritt trat sie ganz nahe zu Burkhardt heran, umschlang ihn mit ihren Armen und küsste ihn. Von seinen Lippen kam ein wilder Jubel laut. Er fasste sie fest und fester, küsste sie wieder und wieder mit seinen glühenden Lippen, stammelte halb gebrochene Worte der höchsten Wonne. Sie trank seine Küsse, gab sie hundertfach zurück, flüsterte seinen geliebten Namen immer aufs Neue.

Endlich aber löste sie sich mit sanfter Bewegung von dem sinnlos Glücklichen »Wir müssen gehen«, sagte sie leise.

»Nein, bleibe. Warum denn gehen? Du sagst, ja doch, dass du mich liebst.«

»Ich will dir sagen, warum. Nicht meines Mannes wegen, er ist mir ein Fremder. Aber vor meinem Jungen will ich nicht erröten müssen.«

»Ich kann dich nicht mehr lassen, ich habe deine Küsse jetzt getrunken. Du musst mein werden, Martha.«

»Wir wollen darum kämpfen, unsere Liebe wird uns Kraft geben. Aber wenn es geschieht, will ich zu dir kommen als ehrbare Frau.«

Mit einem Stöhnen ließ er die Arme sinken. »Ich gehorche dir. Ich tue, was du willst. Aber wir müssen darum kämpfen. Ohne dich kann ich nicht leben.«

»Und ich nicht ohne dich.« Sie nahm seine linke Hand mit sanfter, weicher Bewegung in ihre beiden Hände, zog ihn so mit sich fort.

»Komm, begleite mich noch bis an die Straße«, sagte sie leise.

Verstummend in übermächtigem Glücksgefühl gingen sie still nebeneinander durch den tiefen Schatten der Bäume, durch deren Blätter silberne Lichtperlen auf die beiden herabrieselten.

Wo der Garten mit seiner Ecke die Straße traf, nahmen sie voneinander Abschied. Sie küssten sich nicht mehr; denn das Mondlicht war um sie her gleich einer weißen Flut. Aber sie sahen einander lange stumm in die Augen, die leuchteten wie die Sterne hoch oben.

»Gute Nacht, Martha.«

»Gute Nacht, und vergiss nicht, was du mir versprochen hast.«

## Achtes Kapitel

Karl Georg de la Motte hatte Besuch von Herrn von Dellwitz gehabt. Es war kein Gespräch von angenehmer Art gewesen, das die beiden miteinander geführt hatten. Dellwitz war sehr dringend geworden mit einem, durch schweren Spielverlust in letzter Nacht begründeten, Verlangen, Karl Georg sollte sofort jene Summe zurückzahlen, die sein Versucher ihm kurz zuvor am Spieltisch geliehen hatte. Da der andere sich im Augenblick unfähig erklärt hatte, zu zahlen, war Dellwitz mit einer, Drohung herausgekommen, zum Kommerzienrat Helbig zu gehen und ihn für seinen Schwiegersohn zahlen zu lassen. Schließlich hatten die beiden sich dahin geeinigt, das de la Motte in zwei Tagen bestimmt seine Schuld bezahlen, Dellwitz aber so lange warten solle. De la Motte begleitete seinen Besucher über den Flur bis an

die Haustür; dann ging er in sein Arbeitszimmer zurück. Und hier in der Einsamkeit fiel eine bisher künstlich bewahrte Selbstbeherrschung von ihm ab. Seine Figur schien kleiner zu werden, indem sie die künstliche Spannung verlor, und er legte die Hand mit einem Ausdruck von Müdigkeit und Hilflosigkeit auf sein Gesicht. So stand er ein paar Sekunden, die bunte Welt umher verhüllend, als ob er ihren Anblick nicht mehr ertrüge. Doch dauerte die Schlawheit nur kurze Zeit. Gleich darauf war er wieder ganz er selbst. Sein Gesicht gewann die Rundung und Frische zurück, er zog seine Kleidung zurecht, als ob er dem Körper mit ihr einen Halt geben wollte, und verließ in Eile sein Zimmer. Auf dem Flur nahm er Hut und Mantel, trat aus dem Haus und schlug außerhalb des Gartens den Weg talaufwärts ein, wo seines Vaters Behausung zur Linken vor ihm auf einem Waldhügel sichtbar wurde.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Er war sehr bleich und sein Gesicht hatte den Ausdruck unheimlicher Entschlossenheit.

Für eine Viertelstunde ging er in sein Arbeitszimmer im Erdgeschoss. Dann stieg er mit wieder lächelndem Gesicht die Treppen zu seiner Wohnung hinauf und sang dabei leise vor sich hin. Oben trat er leicht und heiter in Marthas kleinen Salon, wo der Kommerzienrat, noch übler gelaunt als am Tage zuvor, knurrend und brummend seinen Rheumatismus pflegte. Zu Marthas Erleichterung hatte Helbig herausgefunden, dass ihr Vorlesen seine Nerven und mit ihnen seine Schmerzen aufregte, darum saß er jetzt allein, in einen Haufen von Zeitungen und Briefschaften vergraben.

»Du musst verzeihen, Schwiegerpapa«, sagte de la Motte, »wenn ich dich ganz ergebenst erinnere, dass wir heute den ersten Oktober haben.«

»Und weil wir ihn haben, verlangt mein edler Herr Schwiegersohn als erster am ersten Oktober seinen Gehalt, ich denke, darauf läuft es doch wohl hinaus, nicht wahr?«



»Ich will es nicht leugnen, dass ich das Geld gebrauchen könnte.«

»Du bist wahrhaftig ein Gemütsmensch! Die verkörperte Rücksicht! Ich sitze hier, winde mich in Schmerzen und soll hinuntergehen, um dir dein Gehalt ja recht pünktlich auszuzahlen. Denn das muss ich dafür ... an meinen Geldschrank darf niemand heran.«

»Aber ich bin es doch nicht allein, der heute Gehalt von dir bekommt.«

»Allerdings nicht. Und weil das ist, bin ich auch entschlossen, mir das Martyrium aufzuerlegen und noch einmal die Treppen zu steigen. Für meine braven, fleißigen Arbeiter will ich mich opfern; wer arbeitet, soll auch essen. Deinetwegen täte ich es nicht. In einer halben Stunde will ich unten sein, eher nicht. So lange wird es doch wohl noch Zeit haben?«

»Gewiss. Ich werde nur erlauben, mich dann zu melden. Also in einer halben Stunde.«

Karl Georg sprach im Hinausgehen, abgewendet vom Kommerzienrat. Sein Gesicht hatte wieder den starren, gespannten Ausdruck wie beim Nachhausekommen, und seine Stimme klang merkwürdig hohl.

Für eine Weile blieb Helbig allein, stöhnte, las und stöhnte wieder. In diesem Zustand war es ihm erfreulich, als Hofen gemeldet wurde; sein Besuch versprach etwas Abwechslung in der Monotonie des Tages.

»Sie verzeihen, Herr Kommerzienrat, wenn ich störe«, sagte Hofen beim Eintreten. »Aber ich war vorgestern schon einmal hier, um Ihnen meinen Besuch zu machen und Ihnen ...«,

»Jawohl, ich habe sehr bedauert. Vorgestern ... ja, da konnte ich noch ausgehen. Und heute sitze ich hier als armer, schmerzgeplagter Lazarus.«

Hofen wollte bedauernd ein paar Worte sagen, musste jedoch noch eine sehr eingehende Schilderung von den Schmerzen Helbigs, ihrer ganz besonderen Art und ihrer ganz ungewöhnlichen,

heimtückischen Heftigkeit über sich ergehen lassen, bevor er dazu kam.

Dann sagte der Kommerzienrat: »Und nun zerstreuen Sie mich armen Dulder ein wenig; erzählen Sie mir, was es Neues gibt, in der Stadt.«

»Etwas neues kann ich erzählen. Der schöne Herr Zebossek hat sich verlobt.«

»Gegen wen denn?«

»Gegen eine, wie man sagt, mit allerlei Glücksgütern, Bergwerken, Hammelherden und Lebertranfabriken gesegnete Russin. Er hat sie vor drei Tagen kennen gelernt.«

»Donnerwetter, so schnell?«

»Mit Luxuszuggeschwindigkeit. Aber dafür macht er nun ein Gesicht, noch dreimal so melancholisch wie vorher.«

»Ist sie so garstig?«

»Sie schielt ein wenig mit dem linken Fuß. Übrigens ist nicht allzu viel an ihr auszusetzen.«

Helbig lachte. »Na, da hört man doch wenigstens mal was Lustiges aus der Stadt. Was im Übrigen da jetzt passiert, ich danke. Diese Schwindeleien, Einbrüche, die dort an der Tagesordnung sind, hat man denn noch immer keinen von den Kerlen gefasst?«

»Nein. Optimistische Leute behaupten, die Polizei wartet vorsichtig ab, um dann auf einmal ein ganzes Gaunernest aufzuheben. Einstweilen aber wird fleißig weiter gestohlen, geschwindelt, chloroformiert ...«

»Es ist ja schauderhaft, rein schauderhaft!«

»Herr Kommerzienrat haben ja so recht. Schauderhaft ist es. Aber ich für meine Person kann den Burschen doch nicht sehr böse sein. Sie haben wenigstens noch Fantasie. Und ich liebe sie schwärmerisch diese hohe, himmlische Göttin, die das Aschenbrödel unserer Zeit ist. Wahrhaftig, wenn wir nicht noch Verbrecher, Kinematographen und Kriminalromane hätten, wir wüssten es nur noch vom Hörensagen als graues Märchen, dass es einmal etwas wie Fantasie gegeben hat.«

»Ich danke gütigst für solche Fantasie. Und wenn Sie vorige Nacht in meinem Bett gelegen und gehört hätten, wie das in der Wand neben mir gekratzt hat, Sie dankten ebenso dafür.«

»Das müssen Sie mir erzählen, Herr Kommerzienrat«, sagte Hofen lebhaft interessiert.

Helbig war mit Vergnügen bereit, von diesem neuen Leiden, das ihn heimgesucht hatte, ganz ausführlich zu berichten, wurde jedoch unterbrochen durch die Meldung des Dieners, dass Herr Ebisberg ihm seinen Besuch zu machen wünsche.

»Ebisberg, warten Sie einmal. Sehen muss ich ihn, er kommt in Geschäften. Aber Sie dürfen mir auch nicht wieder fortlaufen, Herr von Hofen. Halt, ich habe es.« Er wandte sich an den Diener. »Sagen Sie dem Herrn Ebisberg, ich lasse bitten, in meinem Arbeitszimmer unten ein wenig zu warten. Ich käme hinunter in zehn Minuten, das habe ich nämlich versprochen. Und, warten Sie«, rief er dem Diener noch nach, »gehen Sie dann in den Keller und holen Sie mir eine Flasche von dem Lafitte herauf. Die müssen Sie nachher mit mir trinken«, er sprach nun wieder zu Hofen, als der Diener gegangen war, »aber jetzt muss ich Ihnen erst einmal erzählen, was mir vorige Nacht passiert ist.«

Nun ging es los. Von den Krankheiten, an denen er unschuldiger weise litt, von der durch übermäßiges Arbeiten erzeugten Schwäche der Nerven, von Plagenbeschwerden, schwieriger Verdauung machte Helbig zunächst noch einmal eine weitläufige Reise bis zu dem gegenwärtig ihn peinigenden Rheumatismus. Von den Krankheiten kam er auf die Schlaflosigkeit, von der Schlaflosigkeit auf die Schrecken der vergangenen Nacht. Mit aufgeregter Lebhaftigkeit, mit beschreibenden Gesten, die wieder mehrfache Schmerzensrufe zur Folge hatten, wurden sie mit breiter Ausführlichkeit geschildert. Reichlich schon waren die zehn Minuten verflossen, die für den Bericht von ihm selbst bestimmt worden waren, als Helbig stöhnend ein Ende fand.

Hofen hatte nur, wie der Chor im griechischen Trauerspiel, mit eingestreuten, mitleidsvollen Ausrufen die Leidenstragödie des

Kommerzienrats begleiten können; jetzt erst kam er zu eigener Meinungsäußerung.

»Dass die Sache für Sie höchst unbehaglich war, kann ich mir denken. Sie dürfen mir es aber nicht übelnehmen, wenn ich hinzufüge, dass ich solche grauenvolle Geschichten mit wahrer Wonne höre. Das hängt wohl mit meiner Verehrung für die viel verlästerte Fantasie zusammen. Und ich wäre ganz besonders dankbar, wenn ich den Ort einmal besichtigen dürfte, wo die schreckensvollen Geräusche der letzten Nacht sich haben vernehmen lassen.«

»Aber selbstverständlich, Herr von Hofen. Die Herren von der Polizei lassen ohnedies auf sich warten. Sie werden freilich nichts entdecken, ich selbst habe die Wand schon mit aller Sorgfalt untersucht. Aber wenn es Ihnen Spaß macht, ich muss jetzt hinuntergehen.

Das Volk meiner Arbeiter schreit nach Brot ...«

Mühsam und umständlich, ein paarmal zusammen knickend, erhob sich Helbig von seinem Sessel und nahm dankbar Hofens willig dargebotenen Arm. Langsam ging es die Treppe hinunter.

Gleich neben dem Treppenhaus zur Linken lag sein Schlafzimmer, dahinter folgte in gleicher Flucht ein Arbeitsgemach, dem das von Karl Georg auf derselben Seite sich anschloss. Neben ihm endete der Flur an der schweren Holztür, die zur Brücke hinausführte.

Helbig ließ Hofen in sein Schlafzimmer eintreten. Sein Bett stand rechts an der Wand, auf deren Rückseite sein Büro lag. In dieser Wand, ohne jeden Zweifel in dieser Wand, hatte der Kommerzienrat es in der Nacht rumoren hören. Hofen bat um Erlaubnis, das Bett abrücken zu dürfen, und schob es dann mit kräftigem Ruck beiseite. »Dazu haben meine Kräfte freilich nicht gelangt«, murmelte der Kommerzienrat. Sein Besucher kniete nieder und befühlte, beklopfte die Wand von unten herauf mit einer fast fachmännischen Fertigkeit. Aber sein Kopfschütteln besagte, dass er nichts Absonderliches entdecken könne, und seine Worte

bestätigten dann seine verneinende Bewegung.

»Hier ist keine Spur von irgendetwas Außergewöhnlichem. Aber um sicher zu gehen, müsste man auch die Wand von der anderen Seite her untersuchen, ebenso dann im Keller und in den oberen Räumen. Solche Geräusch pflanzen sich fort im Stein wie der elektrische Funken im Draht.«

»Wenn Sie wollen, können wir das machen Sie müssen sich nur für eine Weile drüben in meinem Wohnzimmer gedulden. Ich kann jetzt Herrn Ebisberg nicht länger warten lassen.«

Sie gingen wieder hinaus in den Flur und begegneten Martha, die gerade, zum Ausgehen angekleidet, von oben herunterkam.

»Du, Marthchen, das trifft sich gut«, rief Helbig. »Wenn du es nicht gar zu eilig hast, leiste dem Herrn von Hofen im Wohnzimmer etwas Gesellschaft, ich muss jetzt einmal ins Büro zu dem Herrn Ebisberg, er dort wartet.«

Frau de la Motte erklärte sich höflich bereit und öffnete die Tür zum gegenüberliegenden Wohnzimmer für den Besucher. Helbig humpelte davon; er hatte jede weitere Hilfeleistung abgelehnt, indem er sagte: »Lasst mich, die Pflicht ruft mich. Ich habe keine Zeit, müde zu sein.«

Martha führte Hofen in das bezeichnete Gemach, nötigte zum Sitzen und begann ein gesellschaftliches Gespräch. Aber sie brachte den ersten Satz nicht einmal zu Ende. Gerufen, geschrien ertönte draußen von ihres Vaters Stimme dreimal ihr Name: »Martha, Martha, Martha!«

Sie sprang empor, die Tür tat sich auf. Mit bleichem Gesicht und vorquellenen Augen, von Schrecken geschüttelt, erschien der Kommerzienrat in ihr, sich anklammernd an den Pfosten.

»Um Gotteswillen, kommt einmal her, in meinem Zimmer, der Herr Ebisberg, er liegt am Boden, ich glaube, der Mann ist tot!«

»Vater, tot?«

»Rasch, wir müssen sehen, ob wir nicht helfen können.« Es war Hofen, der die Worte sprach. Martha war im tödlichen Erschrecken noch bleicher geworden als ihr Vater. Aber sie nahm al ihre

Kräfte zusammen und stützte mit Hofen den bebenden Kommerzienrat. So eilten sie mit ihm hinein ins Arbeitszimmer. Was er ihnen gesagt hatte, bestätigten ihre Augen. Gerade vor dem Geldschrank, rechts, an der Scheidewand zu dem Arbeitsgemach von Karl Georg, lag auf dem Teppich, der den ganzen Fußboden überdeckte, Herrn Ebisbergs Gestalt lang ausgestreckt, bewegungslos. Er war nach links hin, anscheinend gegen den Lehnstuhl aus Eschenholz gefallen, der von seinem Platz vor dem alten Schreibtisch des Kommerzienrates verrückt schien. An der linken Schläfe des Liegenden war eine kleine, blutende Wunde sichtbar. Auf dem verzerrten Gesicht zeigte sich ein Ausdruck des Entsetzens, der darin eingemeißelt schien. Hofen eilte zu dem regungslosen Körper hin und

kniete neben ihm nieder, befühlte Stirn und Hände, horchte am Herz, um dann mit gedämpfter Stimme zu sagen: »Da wird kaum noch jemand helfen können. Soweit ich es verstehe, der Mann ist tot.«

»Um Gottes willen, tot? Wirklich tot? Hier in meinem Zimmer? O mein Gott, mein Gott, was kommt alles über mich!«

Anklagend und hilfesuchend zugleich hob Helbig seine Hände zum Himmel. Hofen nahm wieder das Wort. »Auf alle Fälle müssen wir so rasch wie möglich einen Arzt haben. Darf ich telefonieren?«

»Aber natürlich. Draußen im Flur. Gleich gegenüber an der Wand.«

Hofen eilte hinaus, und Helbig begann laute Klagen über das ihn rastlos verfolgende Missgeschick. Zu all den Schmerzen und Qualen jetzt auch noch dies! Aber der Ton einer geöffneten Tür unterbrach ihn. Es war die von Karl Georgs nebenan gelegenen Gemach, und er selbst erschien in der Öffnung.

In der Heiterkeit seines auch in diesem Augenblick lächelnden Gesichtes lag ein unheimlicher Gegensatz zu den bleichen, aufgeregten Mienen der übrigen. Und nicht einmal dann verschwand sein Lächeln ganz, als Martha für ihren Vater das Wort

nahm und ihm eilig erzählte, was geschehen war.

Beim Anblick der hingestreckten Gestalt aber ging auch über sein Gesicht ein jähes Erschrecken. »Ebisberg!« rief er aus. »Wie kommt Ebisberg hierher?« Gleich aber war er wieder gefasst und setzte ruhiger hinzu: »Vielleicht ist es ein Ohnmachtsanfall. Ist kein Wasser hier? Ich will rasch ein Glas Wasser holen.«

Er eilte fort in sein Zimmer und kam, im selben Augenblick wie Hofen von der andern Seite, gleich darauf zurück, ein gefülltes Wasserglas in der Hand haltend. Aber ob er nun stolperte, ob er doch aufgeregter war, als er scheinen wollte, das Glas entfiel seiner Hand, indem er niederkniete, um es dem bewegungslosen Körper an die Lippen zu sehen. Es fiel auf den weichen Teppich, ohne zu zerbrechen, das Wasser floss darüber hin.

De la Motte schalt sich selbst. »Wie ungeschickt! Aber im Augenblick, als ich ihn so aus der Nähe sah, vielleicht habt ihr doch recht, und er ist wirklich tot.«

Sie bemühten sich weiter um den Liegenden, der kein Zeichen wiederkehrenden Lebens gab. Auch Hofen war wieder neben ihm niedergekniet und betastete den bewegungslosen Körper. Eine tiefe, furchtbare Stille breitete sich über das Gemach, nicht einmal der Kommerzienrat wagte mehr, sich in Klagen zu ergehen. Es war die feierliche Nähe des Todes, die den Lebenden Schweigen gebot neben dem Stumm gewordenen am Boden. Martha klammerte sich mit bebenden Armen an einen Tisch, um nicht auch niederzusinken.

In die tiefe Stille klang der Ton eines Klopfens an der Tür zum Flur merkwürdig laut hinein. Helbig schrak zusammen, er musste die Hand auf das Herz pressen, bevor er ein »Herein!« stammeln konnte.

Die Tür tat sich auf. Burkhardt wurde sichtbar in ihr, ein Paket von Schriftstücken in der Hand. Martha stand ihm am nächsten, und seine Blicke hafteten auf ihr. Ohne sich im Zimmer umzusehen, sprach er mit heiserer Stimme:

»Wenn ich störe, Herr Kommerzienrat, ich wollte die Lohnlis-

ten bringen.«

»Aber so sehen Sie doch her«, schrie Helbig ihn an. »Sie sprechen von Lohnlisten, und hier am Boden liegt Ebisberg tot!«

Ein Ton des Entsetzens kam von Burkhardts Lippen. »Tot! Um Gottes willen! Das ist ja nicht möglich, das darf nicht sein!«

Er stürzte zu dem daliegenden Körper hin und starrte darauf nieder. Aber dann war es plötzlich, als ob er von einer unsichtbaren, unwiderstehlichen Gewalt herumgezogen würde.

Martha war es, die seine Blicke suchten, und in den Augen, die sich nun begegneten, war das gleiche, sie versteinernde Grausen.

Jetzt kam der Diener herein und meldete den Arzt. Es war ein Herr in mittleren Jahren, von ruhig sicherem, vertrauenerweckendem Wesen. Er brauchte zu seiner Untersuchung nur kurze Zeit, um dann sein Urteil abzugeben. »Hier ist menschliche Hilfe vergebens. Das Leben kommt in diesen Körper nicht mehr zurück. War er allein im Zimmer, als er starb?«

»Jawohl, er wartete hier auf mich«, sagte Helbig.

»So war also kein Zeuge bei seinem Tod zugegen, und wir müssen uns mit Vermutungen behelfen. An der Schläfe hier ist eine Wunde, Sie sehen das Blut. Und ein wenig Blut ist auch hier am Bein von dem Sessel. Ich glaube, dass der Tote durch einen Schlaganfall niedergestreckt worden ist und sich im Fallen die Wunde zugezogen hat. Allerdings ...«, er schwieg überlegend einen Augenblick, bevor er weiter sprach ... allerdings bleibt noch eine zweite Möglichkeit.«

»Welche denn? Welche denn?«

»Die Wunde kann von einem Schläge herrühren, der Stuhl kann als Waffe gedient haben.«

Helbig stöhnte laut auf, Martha taumelte zurück. Aus den Augen Karl Georgs flog ein rascher Blick zu Burkhardt hinüber, dessen Gesicht sich seltsam verzerrte. Nur Hofen bemerkte diesen Blick.

»In meinem Haus gibt es doch keine Mörder!« schrie der Kommerzienrat beinahe weinend.



»Ich rede ja nur von Möglichkeiten«, sagte der Arzt besänftigend. »Wie schon bemerkt, ich selbst glaube, dass ein Schlaganfall vorliegt. Vermutlich war der Verstorbene herzleidend, was ja kein Wunder wäre, weil unser Kurort hauptsächlich von solchen Patienten besucht wird.«

Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf. »Er war kein Kurgast, er war der Sohn eines alten Geschäftsfreundes von mir. Mein Gott, wie soll ich dem guten Mann das Entsetzliche beibringen? Aber mit seinem Herzen war der Verstorbene wirklich nicht in Ordnung, sein Vater hat es mir öfter geklagt.«

»Nun also. Vermutlich ein Herzinfarkt. Ich werde, wenn Sie gestatten, gleich von hier aus an die Polizei telefonieren und veranlassen, dass alles geschieht, was nötig ist, auch um Sie von diesem traurigen Anblick zu befreien.«

»Ach ja, tun Sie das«, bat Helbig in kläglichen Tönen.

Der Arzt nickte zustimmend und ging auf den Flur hinaus. Martha und Burkhardt standen immer noch wortlos, bewegungslos, erstarrt vor Entsetzen.

Hofen war nach dem Fortgehen des Arztes noch einmal neben Ebisberg niedergekniet und beschaute, betastete mit angespannter Aufmerksamkeit wieder und wieder den toten Körper, den mit leichten Blutspuren befleckten Stuhl, den Teppich. In das neue, tiefe, angstvolle Schweigen klang auf einmal die Stimme de la Mottes merkwürdig schrill und hoch hinein, indem er Hofen zu rief: »Kommen Sie, Herr von Hofen, Sie bemühen sich vergeblich. Den da weckt keiner mehr auf.«

## Neuntes Kapitel

»Wenn ich mir ein Wort erlauben darf«, sagte Hofen, der sich auf Karl Georgs Zuruf erhoben hatte. »Meines Wissens darf die Lage des Toten in keiner Weise verändert werden, bis die Gerichtskommission ihn gesehen hat. Auch die Türen müssten wohl ab-

geschlossen werden.«

»Gewiss, gewiss, ich will das gleich besorgen.« Der Schrecken hatte scheinbar günstig auf Helbig's Rheumatismus eingewirkt. Er war viel beweglicher geworden und ging hastig zu der Verbindungstür zu seinem Schlafzimmer, schloss ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Karl Georg wandte sich zu der gegenüberliegenden Tür, die zu seinem Arbeitszimmer führte. »Diese Tür hier übernehme ich.« Er eilte hinaus, und man hörte gleich darauf den Klang des im Schloss gedrehten Schlüssels. Hofen trat aber zum Überfluss noch einmal heran und vergewisserte sich durch einen leisen Druck auf die Klinke, dass die Tür auch wirklich verschlossen war, um dann zu Helbig zu sagen: »Wir dürfen uns jetzt wohl von diesem traurigen Anblick befreien. Dem armen Kerl können wir doch nicht mehr helfen.«

»Ja, wir wollen hinaufgehen«, antwortete der Kommerzienrat, lehnte jedoch Hofens wieder angebotene Führung ab, indem er sagte: »Lassen Sie es gut sein, ich darf ja heute doch nicht an mich selbst denken.«

Burkhardt hatte wie traumverloren dagestanden und in seltsamer Starrheit auf den Toten hinuntergeblickt. Er fuhr zusammen, als Hofen ihm nun die Hand auf die Schulter legte und sagte: »Wollen Sie nicht mitkommen, Herr Ingenieur?« Dann ging er mit ein paar unsicheren Schritten aus dem Zimmer und auf den Flur hinaus.

Martha folgte dicht hinter ihm, und während ihr Vater und Hofen die Tür des vom Todesgrausen erfüllten Raumes zum Flur hin jetzt auch sorgfältig verschlossen, flüsterte sie Burkhardt eilig ein paar Worte zu.

»Du versprachst mir, sage mir, was du von Ebisbergs Tod weißt.«

Er starrte mit entsetzten Blicken in ihr bleiches Gesicht. »Ich schwöre dir, ich weiß nicht, wie er starb.«

»Ich muss dich sprechen, heute Abend.« Sie konnte nichts wei-

ter hinzufügen; ihr Vater und Hofen waren zu ihnen hergekommen und schickten sich an, die Treppe hinaufzusteigen. Martha musste folgen, Burkhardt verließ das Haus. Er sah den angstvollen Blick nicht mehr, den sie hinter ihm her sandte.

Die beiden Herren gingen oben in den Salon zurück, wo sie vorher gesessen hatten; Martha flüchtete sich in das Kinderzimmer und hörte das heitere Geplauder ihres Knaben gleich einer fernen, freundlichen Musik in ihre wilden Gedanken hinein tönen. Aber die sanfte Melodie konnte den tobenden Sturm in ihrer Seele nicht beruhigen; immer wieder hatte sie das Gefühl, als müsste sie laut aufschreien und es in alle Welt hinausrufen: »Gestern hat er ihm Rache geschworen und heute liegt Ebisberg tot! Erklärt es mir doch, löst mir das furchtbare Rätsel!«

Während sie so mit sich selbst und ihren Gedanken kämpfte, hatte Helbig mit vielfachem Überlegen und Stöhnen ein Telegramm an Ebisbergs Vater aufgesetzt, um ihn auf die furchtbare Kunde vorzubereiten, und es dem Diener zur Besorgung übergeben. Er sank nun wieder auf den Sessel neben Hofen und begann aufs Neue zu klagen. »Ach, es ist grässlich, grässlich! Was der Vater wohl sagen wird? Für unser Unternehmen in Amerika ist es auch eine furchtbar unangenehme Sache! Der Ebisberg war ein guter Geschäftsmann, immer geradeaus auf sein Ziel. Dass mir das passieren muss auf meine alten Tage! Wenn ich denke, dort unten in meinem Zimmer liegt er nun tot am Boden, ich glaube, niemals kann ich wieder in Ruhe dort arbeiten. Ich hätte so viel zu tun, die Quartalsabrechnung von der Bank liegt auch hier, und ich habe sie nicht einmal ansehen können. Wenn die Polizei nur käme, dass wir den Toten aus dem Haus los würden! Es kann ja doch nur eine Formalität sein, kann sich zweifellos nur um einen Herzschlag handeln. Und mit unserer Untersuchung wegen des unheimlichen Geräusches in der Nacht sind wir auch nicht weitergekommen. Über meinem Bett kratzt es in der Wand, in meinem Zimmer fällt ein Mensch tot um, es ist wahrhaftig eine stille, gemütliche Wohnung!«

»Sie müssen sich heute schonen, Herr Kommerzienrat, sich volle Ruhe gönnen. Ich komme, wenn Sie gestatten, morgen in aller Früh wieder; wir können dann zusammen weiter untersuchen.«

»Ja, tun Sie das. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; Sie haben so was Festes und Sicheres.«

»Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, Sie haben über mich zu befehlen. Und wenn ich mir einen Rat erlauben darf: meiden Sie heute, nachdem die gerichtliche Besichtigung vorüber ist, Ihr Zimmer unten. Sie würden sich nur noch mehr aufregen und sich auch die nächste Nachtruhe zerstören.«

»Sie haben ganz recht, Herr von Hofen; ich will alles tun, was mir weghelfen kann über den furchtbaren Schlag. Ich armer Mann, der heutige Tag ist ein Nagel zu meinem Sarg. Wenn ich daran denke, er war ja freilich herzleidend.«

»War der Verstorbene nicht ein Verwandter von Ihnen, Herr Kommerzienrat?«

»Nein, das nicht. Aber befreundet, sein Vater vor allem, der ist ein alter Geschäftsfreund von mir. Ach, dass ich ihm solch eine Nachricht geben muss über seinen einzigen Sohn! Er sollte gerade wieder hinüber nach Amerika, wo wir ein gemeinsames Unternehmen gegründet haben, er sollte die Sache leiten. Ich weiß noch gar nicht, wen ich an seine Stelle setzen soll.«

»Würde sich Ihr Herr Schwiegersohn dafür nicht eignen?«

»Der? O nein. Ich kann es Ihnen ja sagen, Herr von Hofen, dieser schreckliche Tag hat Sie mir ja gewissermaßen freundschaftlich näher gebracht, mein Schwiegersohn ist auch eine der großen Sorgen für mich armen, schwer geprüften Mann. Mein mühsam verdientes Geld unter die Leute bringen, das versteht er, weiter nichts. Arbeiten, Gott bewahre! Sich amüsieren, Autofahren, Spielen.«

»Beim Spiel habe ich ihn freilich selbst ein paarmal getroffen. Er ist aber noch jung, und solch ein kleines Jeu ...«

»Ein kleines Jeu ist ein großes Elend, mein lieber Herr von Ho-

fen. Darin versteh ich keinen Spaß. Er weiß es auch. Ich ändere mein Testament, nächste Woche in Köln. Kreditlos lasse ich ihn erklären in den Zeitungen, oh, den Monsieur will ich schon klein kriegen!«

»Da gibt es wohl allerlei Störungen für den häuslichen Frieden.«

»Sprechen Sie lieber vom häuslichen Krieg, denn hier gibt es keinen Frieden.«

»Ist Ihr Herr Schwiegersohn denn wenigstens tüchtig in seinem Fach?«

»Er hat sich früher um sein Fach überhaupt nicht gekümmert. Erst in allerletzter Zeit ist er ein wenig eifriger geworden. Ich habe wenigstens kürzlich ein paar Bücher über Elektrotechnik in seinem Zimmer liegen sehen. Das ist für ihn schon viel.«

»War er mit Herrn Ebisberg befreundet?«

»Nein, das nicht. Sie haben einander nur wenig gekannt. Ebisberg war viel drüben, und überhaupt, sie hätten kaum für einander gepasst. Ebisberg war Geschäftsmann durch und durch, und außerdem, von Toten soll man ja nichts Übles reden, aber im Wesen war er nicht übermäßig angenehm. Er war selbstbewusst, etwas von oben herunter. Mit meinem Ingenieur Burkhardt hat er ...«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach den Kommerzienrat. Er stöhnte: »Nur nicht schon wieder was Unangenehmes!« rief aber dann mutig: »Herein!«

In die Tür trat ein Beamter der Fabrik, der Helbig einige Briefschaften übergab und ihm ein paar Meldungen erstattete. Meist waren es gleichgültige Sachen, doch eine von ihnen weckte nicht nur beim Kommerzienrat, sondern auch bei Hofen lebhaftes Interesse. Sie besagte, dass vor ungefähr einer halben Stunde Kurzschluss an der Hauptstromleitung in der Fabrik eingetreten, der Betrieb daher für kurze Zeit unterbrochen sei

»Kurzschluss?« riefen Helbig und Hofen gleichzeitig; aber während jener das Wort mit einer Geste des Ärgers begleitete,

zeigte dieser ein plötzliches Aufhellen der Gesichtszüge, das merkwürdig war. Der Kommerzienrat beschränkte sich auch nicht auf den einen Ausruf, sondern fügte noch ein paar Fragen hinzu: »Ist man denn dabei, wieder Ordnung zu schaffen? Ist Herr Ingenieur Burkhardt nicht gerufen worden? Warum hat man mich nicht gleich benachrichtigt?«

»Herr Burkhardt ist persönlich an der Arbeit«, entgegnete der Beamte. »Der Schaden wird gleich behoben sein, lässt er sagen. Er wollte den Herrn Kommerzienrat nicht ohne Not beunruhigen.«

»Na, dann ist es ja gut. Und wenn Sie weiter nichts zu melden haben, können Sie wieder gehen.«

Als der Beamte sich entfernt hatte, sagte Helbig: »Ja, dieser Burkhardt! Ich werde es ihm nicht ins Gesicht sagen, aber das ist ein Elektrotechniker ersten Ranges. Auf den bin ich stolz, den habe ich nämlich zu dem gemacht, was er ist. Im Volk stecken doch die besten Kräfte, das kann ich Ihnen sagen, mein lieber Herr von Hofen. Ich selbst bin ein Sohn des Volkes, ich rühme mich dessen. Und Burkhardt, ist es auch. Sein Vater war Werkmeister bei mir; er schickte seinen einzigen Jungen in die Realschule, sollte was Ordentliches lernen. Aber der Alte legte sich hin und starb, als der Junge noch in der Prima saß. Da bin ich eingetreten, habe es ihm ermöglicht, in Berlin und Hannover die technischen Hochschulen zu besuchen. Er ist ein riesig tüchtiger Kerl geworden, auch drüben in Amerika ...«

»War er drüben?«

»Ja, mehrere Jahre. Hat sich da famos gemacht.«

»War er dort mit Herrn Ebisberg zusammen?«

»Zeitweise, jawohl, aber nur zufällig. Sie haben sich, so viel ich weiß, nicht glänzend vertragen.«

»Ich meine, Herr Kommerzienrat wollten vorhin gerade von den beiden etwas erzählen.«

»Ganz recht. Ich weiß die Geschichte selbst nicht genau. Burkhardt hat, wie behauptet wird, einmal eine Weinflasche auf dem

Kopf von Ebisberg zerschlagen.«

»Ist er jähzornig?«

»Das ist er. Sehr gutmütig, aber jähzornig. Du lieber Gott, meinem armen Ebisberg tut jetzt keine Weinflasche mehr weh. Gestern frisch und lebendig, und heute, wer hätte das erwarten können.«

»Ach, Herr Kommerzienrat, erwarten darf man nur das Unerwartete.«

»Das haben wir heute gesehen, Sie haben ja so recht Wenn ich denke, wie harmlos ich in das Zimmer ging ...«

Das Eintreten des Dieners unterbrach ihn; die Gerichtskommission war gekommen. Die Herren warteten unten, um gleich zur Untersuchung zu schreiten.

Helbig schien seine Schmerzen tatsächlich vergessen zu haben. Er stand eilfertig auf, ohne sich dabei helfen zu lassen.

»Darf ich Sie hinunterbegleiten?« fragte Hofen.

»Ich bin doch auch einer der Zeugen bei der Auffindung des Toten gewesen, man wird mich vielleicht gern vernehmen wollen.«

»Gewiss, kommen Sie mit. Ich bin ja froh, wenn ein verständiger Mensch mir zur Seite steht. Eine Gerichtskommission in meinem Haus! Ich glaube, den Tag überlebe ich nicht.«

Sie stiegen die Treppe hinab und fanden unten im Flur die Wartenden. Der Landgerichtsrat Wolfert stellte sich dem Kommerzienrat als Leiter der Gerichtskommission höflich vor. Er war ein schon ergrauter, in seinen Bewegungen aber jugendlich geliebener Beamter, der nun auch die Namen seiner Begleiter nannte: »Herr Doktor Charlier, Herr Assessor Liebenberg, Polizeikommissar Grabowski, Schutzmann Weber.«

Helbig, der mit bebender Stimme sich selbst und Herrn von Hofen vorstellte, war noch aufgeregter geworden, als er die fünf Gestalten feierlich vor sich aufgepflanzt erblickte.

»Um Gottes willen, Herr Landgerichtsrat«, rief er aus, »hier ist ja doch das Haus eines ehrlichen Mannes und guten Staatsbür-

gers warum denn solch ein Bewehr, wo es sich doch sicher nur um einen einfachen Herzinfarkt handelt.«

Mit einem freundlichen, beruhigenden Lächeln sagte Wolfert: »Ich hoffe, wir brauchen Sie nicht lange zu stören. Aber wir müssen der Form genügen. Wollen Sie so freundlich sein und uns den Raum zeigen, wo der Verstorbene liegt.«

Helbig öffnete mit vor Aufregung zitternden Händen die Tür zu seinem Arbeitszimmer. In unveränderter Stellung lag Ebisbergs Körper dort ausgestreckt, sein starkes, bleiches Gesicht nach oben gekehrt.

Leise betraten die Herren das Gemach, in das helles Herbstlicht hereindrang, leise wies der Leiter der Untersuchung dem Assessor seinen Platz für die Protokollführung an dem großen Diplomatenschreibtisch an.

»Darf ich zugegen bleiben«, fragte Hofen mit gedämpftem Ton, »oder soll ich hinausgehen?«

Wolferts Blicke ruhten einen Augenblick forschend auf seinem Gesicht. Während er aber mit seiner Antwort noch zögerte, trat rasch der Polizeikommissar neben ihn und flüsterte mit so leiser Stimme, dass keiner der übrigen Anwesenden es verstehen konnte, dem Untersuchungsleiter etwas ins Ohr. Er sagte gleich darauf zu Hofen: »Ich bitte Sie, zugegen zu bleiben.«

Hofen verbeugte sich leicht. Ein schwer zu deutendes, eilig wieder verschwindendes Lächeln glitt kaum bemerkbar über seine Züge.

Die Augenscheinnahme begann, die Feder des Protokoll führenden flog mit leisem Geräusch, das in der tiefen, lastenden Stille deutlich vernehmbar war, über das Papier. Der Arzt war niedergekniet und untersuchte den Körper des Toten mit fachmännischer Sorgfalt. Er kam, soweit vor der Obduktion etwas Bestimmtes gesagt werden konnte, zu einem ähnlichen Ergebnis wie der zuerst herbeigerufene Hofrat: Wahrscheinlichkeit für einen Schlaganfall, aber die Möglichkeit eines Verbrechens nicht ausgeschlossen. Letzteres sogar wahrscheinlicher, weil der Verstor-



bene für einen Schlaganfall reichlich jung.

»Wir müssen über diesen Punkt soweit als tunlich Klarheit schaffen«, sagte Wolfert. »Möchten Sie mir angeben, Herr Kommerzienrat, wer hier im Erdgeschoss zugegen war, als der Herr Ebisberg starb?«

»Hier im Zimmer war kein Mensch zugegen, das ist es ja eben! Es ist mein Arbeitszimmer, aber ich habe seit gestern so schändlichen Rheumatismus, ich saß oben im ...«

»Es ist mir bereits gemeldet worden, dass niemand im Zimmer anwesend war, anscheinend wenigstens. Ich meine nur: ist hier das Erdgeschoss ganz unbewohnt? Hat nicht etwa der Diener sein Zimmer neben der Haustür, wie das üblich ist?«

»Ja, der Diener, gewiss. Ich will ihm gleich klingeln.«

Der Gerufene erschien. Doch war er nicht imstande, belangreiches auszusagen. Er hatte zu der fraglichen Zeit, wie der Kommerzienrat ihm bestätigte, den Auftrag erhalten, eine Flasche Lafitte aus dem Keller zu holen, und hatte dort etwas länger verweilt, weil er die bezeichnete Sorte nicht gleich hatte finden können. Als er wieder auf den Flur kam, war der Kommerzienrat bereits laut rufend aus dem Zimmer herausgestürzt, in dem er den Toten gefunden hatte. Geräusche irgendwelcher Art waren nicht in den Keller hinab gedrungen, der auf der anderen Seite des Hauses lag.

»War die Haustür verschlossen, während Sie drunten waren?« fragte Wolfert noch, und Karl, der Diener, antwortete: »Nein, sie wird bei Tage nicht verschlossen gehalten. Ich bin ja sonst auch immer in meinem Zimmer daneben.«

Er wurde wieder hinausgeschickt, und Wolfert wendete sich abermals an Helbig. »War zu der fraglichen Zeit weiter niemand hier im Erdgeschoss?«

»Wer hier, ja, natürlich, mein Schwiegersohn, der Ingenieur de la Motte. Sein Arbeitszimmer ist unmittelbar nebenan. Und er muss um die Zeit hier gewesen sein, er kam ja herausgestürzt, als wir den Toten gefunden hatten.«

»Das Arbeitszimmer des Herrn ist nebenan? Da muss ich ihn vor allen Dingen befragen. Darf ich bitten, ihn rufen zu lassen?«

»Ja, gewiss, ich will selbst, ich weiß gar nicht, wo er geblieben ist, er hat sich nicht blicken lassen, seit ...« Helbig war im Sprechen mit unsicheren Schritten zu der Verbindungstür nach de la Mottes Arbeitszimmer hinübergegangen. Als er nun die Hand auf die Klinke legte, fand er, dass die Tür verschlossen war. Er schlug sich mit der Hand auf die Stirn. »Ach, natürlich, wir sollten ja doch abschließen, und er hatte das übernommen für diese Tür, aber wenn er im Zimmer ist, Karl Georg, Karl Georg!«

Er klopfte noch ein paarmal, »Karl Georg!«, rufend, aber keine Stimme gab Antwort. »Soll ich einmal nachschauen drüben?« fragte Hofen mit rascher Höflichkeit und eilte hinaus, als Wolfert ihn darum bat. Schutzmann Weber nahm auf einen Wink teil an der Nachforschung. Nach wenigen Augenblicken aber kamen sie bereits wieder zurück, und Hofen berichteten, dass das Gemach nebenan auch von außen verschlossen sei.

»Wo steckt er nun wieder, dieser Mensch?« rief Helbig ärgerlich. »Niemals ist er da, wenn man ihn braucht!«

»Seine Vernehmung ist mir die wichtigste von allen«, sagte Wolfert, seinen gewohnten Gleichmut auch ein wenig verlierend. »Lassen Sie, bitte, nachsehen, ob der Herr de la Motte sich nicht sonst irgendwo hier im Hause aufhält.«

»Vielleicht ist er auch in der Fabrik«, bemerkte der Kommerzienrat. »Er müsste jetzt von Rechts wegen drüben sein.«

Der Diener wurde beauftragt, überall im Hause und in der Fabrik nachzusehen, ob de la Motte sich dort befände. Während er fort war, fragte der Landgerichtsrat. »In welcher Beziehung stand Ihr Herr Schwiegersohn zu dem Verstorbenen? Waren sie befreundet?«

»Nein, das nicht, weder befreundet noch das Gegenteil«, antwortete Helbig. »Sie haben einander überhaupt nur ein paarmal im Leben gesehen und gingen ihre verschiedenen Wege.«

Nun warteten sie schweigend eine Weile, bis der Diener wie-

derkam. Er hatte de la Motte nirgends gefunden; in der Fabrik war er an diesem Vormittag überhaupt noch nicht gewesen.

Der Kommerzienrat schalt halblaut vor sich hin, während Wolfert fragte: »So müssen wir leider vorläufig auf diese Vernehmung verzichten. Wenn der Herr nach Hause kommt, veranlassen Sie wohl, dass er sich sofort bei mir meldet. Ich bitte Sie jetzt nur noch, mir zu sagen, wer außer Ihnen zugegen war, als der Tote hier gefunden wurde.«

»Gefunden habe ich ihn ja ganz allein«, entgegnete Helbig mit einem schweren Seufzer. »Ich vergesse den Schrecken zeit meines Lebens nicht wieder. Aber gleich darauf ist hier der Herr von Hofen mit meiner Tochter Martha hereingekommen, später auch noch mein Ingenieur, der Herr Burkhardt, aber da waren wir schon eine ganze Weile hier im Zimmer.«

»Den brauchen wir also kaum zu hören. Ihre Frau Tochter darf ich aber wohl für einen Augenblick herunterbitten lassen.«

Zu Martha wurde geschickt, und sie kam sehr schnell, blieb aber mit wachsbleichem Gesicht in der Nähe der Tür und starrte mit entsetzten Augen auf den Körper des Toten.

Mit ganz leiser Stimme beantwortete sie die Fragen des Untersuchung führenden; weder sie noch der nach ihr vernommene Hofen konnten das Geringste bekunden, was der Kommerzienrat nicht schon ausgesagt hatte.

So verließ nach vorläufigem Abschluss des Protokolls und Freigabe des Leichnams für die Beerdigung nach Vornahme der Obduktion die Gerichtskommission das Haus; Hofen folgte gleich hinter ihr. Erleichterten Herzens, aber mit wankenden Füßen ging Helbig, von Martha gestützt, in ihre Wohnung hinauf, nachdem er telefonisch noch angeordnet hatte, was für das Fortschaffen des Toten aus dem Hause nötig war.

Er schalt weidlich auf Karl Georg, fand aber nur halbes Gehör bei Martha, die rastlos, von einer ganz unerklärlichen Unruhe getrieben, gesenkten Kopfes im Zimmer auf und nieder ging und ihre Blicke so fest auf den Teppich am Boden gerichtet hielt, als

ob sie düstere Geheimnisse von ihm ablesen könnte.

Karl Georg kam auch zur Mittagszeit nicht nach Hause. Der Zorn Helbigs auf ihn wuchs immer mehr und es war kein erfreuliches Mahl, das er grollend mit seiner Tochter und ihrem Kind zusammen einnahm. Nur das heiter unschuldige plaudern des Knaben brachte mitunter ein wenig Licht in die trübe Stunde. Nach Tisch stellte der Kommerzienrat seinen kleinen Enkel dicht vor sich hin und betrachtete sein Gesicht mit prüfender Aufmerksamkeit, um dann aufatmend zu sagen: »Dir sieht er ähnlich, Martha, dir allein, Gott sei Dank!«

Bald nach dem Essen erfolgte der Transport von Ebisbergs Leiche. Der Kommerzienrat riss das große Fenster in seinem Arbeitszimmer weit auf, als der starre Körper mit seinem entsetzten, bleichen Gesicht glücklich daraus entfernt war. Aber noch immer wollte die Aufregung nicht von Helbig weichen. Er versuchte zu schlafen, doch der Schlaf blieb ihm fern. Stets aufs Neue wiederholte sich der Schrecken dieses Tages vor seinen Augen, und Karl Georgs andauerndes Fernbleiben steigerte seinen Ärger zur Wut. Er sprang vom Diwan in Marthas kleinem Salon empor, nahm Papier und Feder und schrieb für sein verändertes Testament ein Konzept nieder, das er dem Notar in Köln vorlegen wollte. Dabei traf ihn Karl Georgs Vater, der im Laufe des Nachmittags erst gehört hatte, was in der Villa vorgefallen war, und nun aufgeregt kam, um seine Teilnahme zu bekunden. Am Professor ließ Helbig den Zorn gegen dessen Sohn aus, fand aber für seine Reden an ihm nur einen zerstreuten, wortkargen Hörer, der auch bald wieder ging.

Der Abend kam, es wurde sieben Uhr, ohne dass Karl Georg erschien. Helbig schickte nach Martha, die den größten Teil des Nachmittags im Kinderzimmer verbracht hatte, doch erfuhr er, dass auch sie das Haus vor ungefähr einer halben Stunde verlassen habe. Nun kamen ihm die Tränen in die vorquellenden Augen.

»Sie lassen mich allein, mich armen alten Mann. Kein Mensch

kümmert sich um mich an diesem schrecklichen Tag. Zu gut bin ich gegen sie gewesen, sonst würden sie es wohl nicht wagen.«

Er lamentierte halblaut eine Weile vor sich hin, aber als er dann, um sich ein wenig zu zerstreuen, die Bankabrechnung hernahm, die noch ungeöffnet auf dem Tisch lag, erklang der Drücker der Tür, und Karl Georg trat herein. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden, und ohne die gewohnte Spannung schienen seine Züge merkwürdig verwandelt und gealtert.

Aber Helbig nahm sich keine Zeit, ihn anzuschauen.

Alles, was er in den langen Stunden des Tages an Ingrimms angesammelt hatte, brach in breitem Wortstrom jetzt aus ihm hervor. Karl Georgs Fernsein bei der notwendigen Untersuchung, sein Herumtreiben seit mehr als einem halben Tag, der Entwurf des neuen Testaments, der ihm für immer das Vermögen seiner Frau sperren sollte, das alles wirbelte bunt und rasch durcheinander. Dieser Testamentsentwurf bedeutete Helbigs kräftigsten Trumpf. Ihn warf er vor sich hin, mitten auf den Tisch, und schlug darauf mit ausgebreiteter Hand.

Karl Georg schaute nieder auf den mit Papieren bedeckten Tisch. Aber seine Blicke hafteten nicht auf dem Testamentsentwurf, sie schweiften nach einer andern Stelle hin, wo die noch ungeöffnete Abrechnung der Bank vor seinem Schwiegervater lag. Der Name des großen Geldinstituts war deutlich auf dem Briefumschlag zu lesen. Starr blickten de la Mottes Augen auf die wenigen, scheinbar nichts bedeutenden Worte.

Dann aber nahm er sich zusammen, und als er nun sprach, war ein schwaches Echo des gewohnten heiteren Tones in seinen Worten. »Du hast nicht nötig, Schwiegerpapa, dich so aufzuregen. Wenn du gehört hast, warum ich heute nicht nach Hause gekommen bin, ich glaube, du wirst mir dann keinen Vorwurf mehr machen.«

»Da bin ich neugierig.«

»Übrigens«, es war, als ob Karl Georg einen mühsamen Anlauf nehmen müsste zu seinen Worten, »ich möchte doch zunächst

einmal fragen, was das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung war. So etwas interessiert einen doch.« Sonderbar gedrückt und scheu kamen seine Worte hervor.

»Noch gar kein bestimmtes Ergebnis hat sie gehabt. Und wer daran schuld war, das ist mein edler Herr Schwiegersohn!«

»Ich, wieso?«

»Weil du nicht hier warst, um auszusagen. Weil du höchstwahrscheinlich außer dem unglücklichen Ebisberg der einzige lebende Mensch hier im Erdgeschoss warst in dem Augenblick, als Ebisberg starb. Du musst unmittelbar nebenan gewesen sein, in deinem Zimmer, da ist es doch nur natürlich, dass man wissen möchte, was du von der Sache gehört hast. Ich wundere mich selbst, dass ich heute Morgen nicht gleich danach gefragt habe, du lieber Gott, man war ja ganz verwirrt von dem Schrecken. Aber du hast mir auch nichts davon gesagt und bist fortgelaufen, ehe die Gerichtskommission kam.«

De la Motte hatte seine rechte Hand in die linke genommen und betrachtete seine schön geformten, wohl gepflegten Fingernägel. Und als ob er ihnen Antwort geben müsste, so sprach er nun ganz leise darauf nieder. »Jawohl, ich bin fortgelaufen. Mit voller Absicht. Ich wollte Zeit gewinnen zum Überlegen. Ich war im Zweifel, ob ich sagen sollte, was ich gehört habe.«

»Du hast etwas gehört?«

»Allerdings. Ich habe Stimmen gehört, freilich nur eine davon deutlich genug, um sie zu erkennen.«

»Mein Gott, mein Gott, so war Ebisberg also wirklich nicht allein, als er starb?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich kann das mit Bestimmtheit nicht sagen. Aber das weiß ich gewiss, dass Ebisberg wenige Minuten, bevor er starb, einen heftigen Streit gehabt hat.«

»Und welche Stimme, war es die von Ebisberg, die du erkannt hast?«

»Nein, er sprach zu leise dazu.«

»Dann also die Stimme des andern, der mit ihm stritt. Um Got-

tes willen, wer war es?«

»Du hattest ja versprochen, herunterzukommen um die fragliche Zeit. Ich glaubte daher zu Anfang, dass du der andere wärst.«

»Ich, ich? Soll ich ihn etwa totgeschlagen haben?«

»Nein, der andere war dein Ingenieur Max Burkhardt.«

»Burkhardt? Wahrhaftig? Du hast seine Stimme wirklich erkannt?«

»Seine Stimme nicht nur, auch ein paar Worte von ihm waren deutlich zu verstehen. Er war offenbar sehr aufgeregt und schrie beinahe, als er Ebisberg zurief: »Sie sollen mir diesmal nicht entkommen!«

»Und weiter, weiter, du hast nichts gehört von einem Schlag, einem Fall.«

»Nein. Es war mir schon unangenehm, dass ich so viel gehört hatte. Horchen ist niemals angenehm. Ich ging an mein Fenster, das offen war. Dort übertönte das Rauschen des Wassers draußen jedes andere Geräusch.«

»Um Gottes willen, es ist ja furchtbar! Stürmt heute denn alles auf mich ein? Burkhardt, ein so tüchtiger Mensch, ich hatte so viel von ihm gehofft fürs Geschäft, seine neue Lampe, und nun, und nun ...«

»Ich war verzweifelt, wie gesagt, ob ich nicht lieber verschweigen sollte, was ich gehört hatte. Dann aber habe ich mir es überlegt, ich brauchte Zeit, um klar zu werden, ich sagte mir, dass ich wahrscheinlich unter Eid vernommen werden würde, so habe ich denn beschlossen, es dir zu sagen und es in deine Hand zu legen, was geschehen soll.«

»Das kann ja doch nicht im Zweifel stehen. In meinem ehrlichen Haus darf kein Verbrechen begangen werden, das keine Sühne findet. Ich werde gleich telefonisch den Herrn Landgerichtsrat benachrichtigen. Du solltest heute noch zu ihm kommen, aber wie die Sache liegt, weil doch nun auch Burkhardt, es wird wohl besser sein, wenn ich die Herren gleich für heute

Abend noch einmal hierher bitte.«

»Ja, das wird besser sein«, wiederholte Karl Georg langsam.

Helbig eilte zur Tür, und sein Schwiegersohn trat mit ihm hinaus. Als aber der Kommerzienrat sich zur Treppe wandte, ging er nicht hinab, sondern öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer seines Knaben.

## Zehntes Kapitel

Burkhardt war in einer furchtbaren Aufregung aus der Villa fortgegangen, als die Zeugen der schrecklichen Szene das Arbeitszimmer des Kommerzienrates verließen. Mit gesenktem Kopf, zum Erdboden gerichteten Blicken war er auf dem Fabrikhof in das kleine, backsteinrote Werkmeisterhaus eingetreten, in dem er wohnte. Dort hatte er sich eingeschlossen, um erst einmal der wild anstürmenden Gedanken Herr zu werden, ein wenig Ordnung in das Chaos zu bringen, das in ihm gärte. Mit grausamer Klarheit standen zwei Bilder vor ihm, die nicht weichen und verblassen wollten. Der leblos auf dem Boden ausgestreckte Körper, den er kurz vorher in trotziger Leidenschaft lebendig vor sich gesehen hatte, war das eine der ihn erbarmungslos verfolgenden Schreckbilder. Jener tote Mann, den er im Leben gehasst hatte, dessen Tod er auch jetzt nicht beklagte, nicht beklagen konnte. Marthas Antlitz, ihr geliebtes, verehrtes Antlitz war das andere, das ihn, furchtbar verwandelt, verfolgte. Der Blick, der aus ihren Augen gleich einem scharfen, vergifteten Pfeil in sein Herz gefallen war, hatte zu seiner Seele mit furchtbarer Beredsamkeit gesprochen. Hätte sie es laut herausgeschrien vor den anderen, die stumm und entsetzt um den Toten her standen, es hätte nicht gewaltiger in sein Innerstes hinein dringen können als dieser stumme, klagende und anklagende Blick, der es ihm entgegenrief: »Du hast ihn getötet!«

Jäh fuhr er zusammen. Es hatte geklopft an seinem Fenster, an



seiner Tür, er wusste nicht, wo. Nein, am Fenster war niemand sichtbar, an der Tür musste man geklopft haben. Was wollten die Menschen von ihm? Fingen sie auch an, ihn zu verfolgen, wie die Schattenbilder es taten?

Er öffnete. Aber der Anblick des Menschen, der vor ihm stand, gab ihm plötzlich die Ruhe zurück; einer von den Vorarbeitern aus der Fabrik war es, der ihn suchte, mit wenigen aufgeregten Worten sagte, was ihn hertrieb: »Herr Ingenieur, wir haben Kurzschluss gehabt in der Fabrik!«

Nun war Burkhardt wieder er selbst. Er machte sich eilig fertig, dem Boten zu folgen. Und als er die regungslosen Maschinen sah, die wie gestorben vor ihm standen, ohne Geräusch, mit stillen, ruhig schimmernden Rädern und Kolben, als das tiefe Schweigen des plötzlich in Schlaf gesunkenen weiten Fabrikraums ihn umfing, da kam das erlösende Gefühl über ihn: »Hier kannst du neues Leben geben, tu es!«

Schöpfungskräftiges Lebensgefühl strömte wieder in warmen Fluten durch seinen Körper.

Als Feldherr stand er nun unter der Heerschar der Arbeiter. Sein Wink lenkte, sein Wille regierte sie. Von seinen Worten angespornt, machten sie sich mit Eifer ans Werk, den lauten Strom des Lebens wieder hereinzuführen in die stumm gewordene Fabrik.

Burkhardt selbst griff zu, wo die Arbeit nicht rasch genug vorwärts ging; stieg auf und nieder an schwanken Leitern, mit ruhiger Sicherheit schwebte seine Herkulesfigur auf gebrechlich leicht erscheinenden Eisenstäben in schwindelerregender Höhe.

Bald war der Schaden beseitigt, neue Sicherungen waren eingefügt worden. Arbeiter, die Burkhardt fortgeschickt hatte, um die ganze Stromleitung bis an das Elektrizitätswerk tief in der Klamm zu untersuchen, meldeten, dass nichts Außergewöhnliches auf der Strecke zu bemerken sei. So konnte die wunder wirkende, fern in Bergestiefen geborene Kraft ihr Werk wieder beginnen im Dienste der Menschen. Ein Zeichen von Burkhardt,

und mit einer widerwilligen, feierlichen Langsamkeit fingen die Riesenräder wieder an, sich zu drehen. Die Kolben der Maschinen bewegten sich müde hin und her, der tausendfache Lärm der Fabrik wachte behutsam wieder auf. Bis er dann immer mächtiger anschwell, bis die glänzenden Eisenteile mit rasender Geschwindigkeit blitzschnell durch die Luft fuhren, bis diese Lust von einem geheimnisvollen Sturm durchtobt, an Haaren und Kleidern der Arbeiter zerrte, sie wehen ließ, als ob ein Frühlingswind in ihnen wühlte.

Dieser Frühlingswind schaffender Kräfte machte dem Ingenieur das Herz wieder frei. Er blieb in der Fabrik den ganzen Tag, obwohl seine nächste Aufgabe schon vor Mittag erfüllt war. Durch einen Arbeiter ließ er sich ein bescheidenes Mittagsmahl holen und vergrub sich mit einem fast kranken Eifer in die hilfreiche, vergessen bringende Tätigkeit.

Bis gegen den Abend wirkte der Zauber der Arbeit. Als aber die Sonne langsam versank, die Flammen der Bogenlampen zuckend sich entzündeten, da packte Unruhe sein Herz verzehrend aufs Neue. Eindringlicher als aller Lärm der Fabrik tönten Marthas Worte jetzt wieder in sein Ohr: »Ich muss dich sprechen, heute Abend.« Sie hatte keine Zeit gehabt, ihm zu sagen, wo sie zusammenkommen wollten zu diesem Alleinsein. Vielleicht sandte sie noch Botschaft, vielleicht wartete sie, wie das vorige Mal in der Eschenallee zwischen Fabrik und Villa. Heißes Verlangen, sie zu sehen, und Furcht vor dieser Aussprache, kämpften in seiner Seele.

Es war der Tag der Lohnzahlung, und Burkhardt musste trotz seiner Ungeduld in der Fabrik bleiben, um dabei zugegen zu sein. Sobald er endlich frei war, ging er hastig und atemlos über den Fabrikhof seinem roten Häuschen zu.

Vor der Tür stand im hellen Licht der Bogenlampe ein Knabe, das erkannte Burkhardt schon von weitem. Er beschleunigte seine Schritte noch mehr; bevor er jedoch ein Wort sagen konnte, zog der Kleine schon seine Mütze mit höflicher Frage: »Sind Sie

der Herr Ingenieur Burkhardt?«

»Ja, ja, der bin ich. Du hast eine Botschaft für mich?«

»Ja, Herr Ingenieur.«

»Von wem? Wer hat sie dir gegeben?«

»Eine Dame, Herr Ingenieur, eine schöne Dame.«

»Wo war sie? Wo hat sie mit dir gesprochen?«

»In den Anlagen, zwischen der Stadt und hier.«

Gleich einer lichten Vision stieg der Platz unter den bunten, sonnenvergoldeten Herbstbäumen wieder vor ihm auf, die gesegnete, glückliche Stelle, wo sein Herz die Geliebte der Jugend wiedergefunden hatte. Gleich aber legte sich ein dunkler Schleier über das frohe Bild; war es doch auch der Ort, wo der Verrat Ebisbergs offenbar geworden war.

»Was hat sie dir gesagt?«

»Ich soll den Herrn Ingenieur bitten, dass er heute Abend um halb neun Uhr in die Stadt kommen soll, ins Hotel Bellevue, Zimmer Nummer einundzwanzig.«

»In die Stadt? In das Hotel Bellevue? Du hast genau verstanden, was die Dame gesagt hat?«

»Ganz genau, Herr Ingenieur.«

»Erwartet sie Nachricht von mir?«

»Nein, davon hat sie nichts gesagt. Nur noch: Die Sache wäre wichtig, sie müsste den Herrn Ingenieur auf alle Fälle sprechen.«

»Gewiss, gewiss, ich werde kommen. Hier für deine Mühe.«

Burkhardt gab dem Knaben, der seine Mütze höflich dankend wieder herab riss, ein reichliches Trinkgeld und hieß ihn dann gehen. Er wollte mit sich allein sein, überlegen. Als er aber dann wirklich kurze Zeit in seinem Zimmer allein gewesen war, ergriff ihn die Reue, dass er nicht weiter geforscht, nicht näher gefragt hatte, wie die Dame gekleidet gewesen sei, wie sie ausgesehen habe. Bald aber schalt er sich wieder. Wer konnte solche Botschaft an ihn senden, wenn es nicht Martha war? Sie hatte gesagt, sie müsse mit ihm sprechen an diesem Abend; ihre Botschaft ergänzte nur ihre Worte.

Burkhardt vermochte es nicht auszuhalten in den engen Räumen seines Hauses. Er riss den Hut vom Nagel und stürzte fort, verschloss nicht einmal die Türen hinter sich. Da noch fast anderthalb Stunden vergehen mussten, bis die festgesetzte Zeit herankam, ging er auf den dunklen, stillen Anlagewegen zur Stadt, sah den Platz, wo Martha neben ihm gesessen hatte, mit schmerzlicher Freude wieder. Dann aß er in der Stadt einsam in einem stillen Restaurant zu Abend, um bald wieder aufzuspringen und unruhig in den alten Lindenalleen des Kurortes umherzulaufen, bis die bestimmte Stunde gekommen war.

Er kannte das Hotel Bellevue, das eines der älteren und weniger eleganten Gasthäuser des Ortes war. Es hatte früher einmal glänzende Zeiten gesehen, war aber jetzt schon lange durch die modernen Prunkhotels überflügelt worden. Immerhin galt es als ein gutes, anständiges Haus, das Martha sehr wohl für solch eine Zusammenkunft gewählt haben könnte. Nicht weit von der Kurpromenade lag es in einer der Seitenstraßen als Eckhaus an dieser und einer anderen, weit schmaleren Gasse. Mit altmodischem Barockornament, hellgrauem Anstrich und hübschen Balkonen an fast allen Fenstern stand es in der abendlichen Beleuchtung einladend und friedlich da.

Burkhardt fragte den Portier nach Numero einundzwanzig, fürchtete jedoch, Martha zu kompromittieren, wenn er sich unter Nennung ihres Namens erkundigte. Der ihm gewordenen Anweisung folgend, stieg er dann die mit Gruppen von Palmen geschmückte Treppe hinauf in das erste Geschoss des Hauses, wendete sich nach links und stand bald vor der gesuchten Zimmernummer. Während er noch in einer plötzlichen Bangigkeit ein paar Atemzüge lang zauderte, war es ihm, als ob er irgendwoher die gedämpften Stimmen zahlreicher Menschen vernehme, doch war das Geräusch offenbar nicht in dem Zimmer vor ihm. So hob er die Hand und klopfte. Ganz leise tönte von drinnen ein »Hein!«

Rasch trat er in die Tür, tat ein paar Schritte vorwärts in das

matt beleuchtete Gemach. Er sah, wie sich eine Frauengestalt aus einem tiefen Sessel erhob, die Baronin Gonderland stand vor ihm!

Burkhardt war so betroffen, so gelähmt vor Überraschung, dass er sie wortlos, bewegungslos anstarrte. Nicht Martha, nicht Martha! Das war alles, was er zunächst empfand. Sie aber ließ ihm keine Zeit, sich zu sammeln. Sie fasste seine Hand, er hatte sie mehr zur Abwehr der unerwarteten Erscheinung als zur Begrüßung ausgestreckt, und sagte leise mit ihrer tiefen, rollenden Stimme: »Sie sind gekommen auf meine Bitte, wie sehr, sehr dankbar bin ich Ihnen.«

Er fand noch immer kein Wort für sein Gefühl der Bestürzung, sie aber zog ihn mit leiser Gewalt an der Hand auf einen Sessel nieder und sprach hastig auf ihn ein.

»Es ist eine wichtige Sache, derentwegen ich Sie zu mir bat. Es handelt sich um das Lebensglück einer Frau.«

Fantastisch unklar flog der Gedanke durch sein Hirn, dass es Martha sei, von der die Baronin sprach. Hatte sie diese Frau gewählt, ihm die Nachricht von ich zu geben? Er schüttelte den Kopf, er sagte, ganz nur mit einem Gedanken beschäftigt, halblaut vor sich hin: »Es ist ja nicht möglich!«

Sie sah fragend in sein Gesicht. »Was ist nicht möglich? Sie scheinen verwirrt, was ist Ihnen?«

»Verzeihen Sie, Frau Baronin, ich bin so sehr überrascht, ich finde noch keine Worte, mir ist schon so viel Merkwürdiges und Schreckliches geschehen, ich dachte ... wollte ... nun sehe ich mich plötzlich Ihnen gegenüber!«

»Sie haben also nicht erraten, wer Ihnen die Botschaft sandte? Das ist schmerzlich für mich. Aber Sie sind gekommen. Das ist mir eine so große, große Freude, dass jedes andere Gefühl dem gegenüber schweigt.«

Eine leichte keusche Verwirrung in ihrem Wesen an diesem Abend machte sie noch schöner und reizvoller als bei der ersten Begegnung mit Burkhardt. Er aber sah das verführerische Ge-

sicht kaum, das aus weicher, matt roter Dämmerung hervor ihn anlächelte.

»Ihre Verwirrung sagt mir, Sie sind einer andern wegen gekommen, haben eine andere zu finden erwartet. Aber wenn diese Frau hier neben uns wäre, wenn sie hören könnte, was ich Ihnen zu sagen habe, glauben Sie mir, in gewissen Dingen sind alle Frauen solidarisch, sie würde meine Partei nehmen, würde Sie mit mir bitten: um Rettung und Hilfe für eine Unglückliche.«

Die Berufung auf Martha wirkte mit merkwürdiger Kraft auf Burkhardt. Er wurde ruhiger, das ungeduldige Drängen in ihm, das Gespräch beendet zu sehen, wurde für einen Augenblick still. »Sprechen Sie, Frau Baronin. Meine Zeit ist freilich gerade heute sehr knapp, aber wenn ich wirklich einer Unglücklichen helfen kann, dafür muss ich Zeit haben. Sprechen Sie schnell.«

»Sehen Sie wohl, mein Gefühl von Ihnen hat mich nicht getäuscht. Ich habe viele Menschen kennen gelernt in einem bunten Leben, aber nur ein oder zwei Mal vorher empfand ich so deutlich wie beim ersten Anblick von Ihnen: Das ist ein Mann! Wenn er irgendeinem Wesen helfen will, er kann es. Bei Ihnen vereinigen sich Kraft und Güte. Beides ist mir nötig denn die Frau, von der ich sprechen muss, die unglückliche Frau, bin ich selbst!«

»Sie, Frau Baronin?«

»Sie staunen, und ich begreife das. Denn Sie sehen mich scheinbar von Glanz und Glück umgeben. Aber das alles ist nur eine täuschende Maske, hinter der Finsternis und Elend verborgen sind.«

»Wie kann das sein?«

»Sie müssen die Geschichte meines Lebens hören, um das verstehen zu können. Ich will so kurz wie möglich sein. Sie kennen mich als Baronin Gonderland, ich habe nicht gelogen, als ich mich so nannte, bin aber doch unwahr gewesen. Gonderland ist mein Mädchenname, jetzt bin ich die Frau des Mannes, den Sie neben mir am Spieltisch gesehen haben, dieses Herrn von Dellwitz.«

»Dellwitz?«

»Er ist mein Schicksal geworden, ein Schicksal, so traurig und finster, dass ich die Verdammten in der Hölle fast beneiden könnte. Meine Jugend war glücklich. In Reichtum und Üppigkeit bin ich aufgewachsen. Aber Sie kennen Russland, mein Vater wurde politischer Umtriebe wegen Verhaftet und verurteilt, er starb in Sibirien. Wir verarmten, meine Mutter folgte dem Vater bald. Ich blieb allein zurück, allein und arm. Wissen Sie, was das heißt? Ach, ich sehnte mich aus der Dunkelheit wieder zurück ins Licht. Man schmeichelte mir, man sagte mir, ich sei schön, ich fing an zu hoffen, dass eines Mannes Hand mich wieder emporheben würde. Zu jener Zeit, hören Sie mich auch, Herr Burkhardt?«

»Ja, ja, ich höre.«

Sie hatte mit Recht gefragt. Seine Gedanken waren fort schweifend wieder zu Martha gewandert, und eine heiße Furcht war in ihm aufgestiegen, sie warte vielleicht irgendwo vergeblich auf ihn. Doch zwang er sich mühsam zu neuer Aufmerksamkeit.

»Eine Jugendliebe war damals in meinem Herzen, eine törichte, glückliche Liebe. Doch er war arm wie ich selbst. Und ich wollte nicht entbehren, wollte den Glanz und Reichtum wiederhaben, in dem ich aufgewachsen war. Damals kreuzte Herr von Dellwitz meinen Weg. Man fabelte von seinem Reichtum, sein Leben schien seinen Ruf zu bestätigen. Er warb um mich, und ich beging die große Sünde meines Lebens, die Sünde gegen den heiligen Geist der Liebe.«

Sie war wunderschön in ihrer leidenschaftlichen Beichte. Mit ihrem gebeugten Haupt, den brennenden Augen, deren Glut von hervorquellenden Tränen halb gelöscht wurde, war sie das Leben atmende Bild einer büßenden Magdalena.

»Jawohl, ich habe mich verkauft. Ich habe dem kleinen Offizier, den ich liebte, einen höflichen Abschiedsbrief geschrieben und habe diesen Herrn von Dellwitz geheiratet. Aber es war ein Fehler im Exempel. Sein Reichtum bestand in Spielmarken statt in

Goldstücken. Seine Güter, von denen man mir erzählt hatte und von denen er selbst mit Geschick zu sprechen wusste, lagen im Mond. Vom Spiel zu leben, war seit Jahren sein Beruf. Dass er mich heiratete, hatte nur den Zweck, einen hübschen, bunten Lockvogel zu gewinnen, der die Gimpel in den Spielsaal hinein lockte. Das ist mein Leben gewesen! Was habe ich alles tun müssen als Frau dieses Mannes! Ich habe mich anfangs dagegen gewehrt mit aller Kraft meines noch ungebrochenen Temperaments, durch Misshandlungen hat er mich unter seinen Willen gezwungen.«

Sie schwieg einen Augenblick, begierig auf die Wirkung ihrer Worte. Burkhardt hatte jedoch, schon während sie sprach, nach der Seite hinüber gehorcht, wo sich eine geschlossene Flügeltür nach einem Nebenzimmer befand, und fragte jetzt: »Wer ist nebenan?«

»Dort wird heute gespielt. Mein Mann ist es mit seinen Genossen; er hat eine Differenz gehabt im Palasthotel. Ich habe mich mühsam für eine Stunde frei gemacht. Ich säße sonst wie gewöhnlich dort an dem grünen Tisch mit seinen Karten und Chips und Goldstücken. Ich spielte heute, wie seit Jahren, die schändliche, niedrige Rolle, die mir beinahe zur Gewohnheit geworden war. Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Es ist kein Ding so hässlich, dass die Gewohnheit es nicht erträglich machte. Trotzdem, hinaus geseht aus meinem beschmutzten Dasein habe ich mich immer, und es hat Stunden gegeben, in denen ich ganz nahe herangetreten bin an den dunklen Strom, auf dem der Tod als Erlöser der Armen und Elenden über die Erde dahinfährt. Aber schwächer und schwächer ist mein Widerstand geworden, mehr und mehr habe ich mich abgefunden mit meinem elenden, verächtlichen, schmachvollen Leben. Bis vor kurzem!«

Sie schwieg wieder und suchte mit ihren Blicken seine Augen. Er aber, in seiner angstvollen Unruhe, die mit jeder Minute wuchs, fand nur eine kurze, gleich gültige Frage: »Bis vor kurzem, weshalb?«



»Weil es über meine Seele gekommen ist wie Frühlingssturm und Frühlingsahnen. Weil ich wieder gelernt habe, zu hoffen. Und weil neues Hoffen schon Erlösung ist für einen Verdammten. Ach, ich kann es Ihnen ja nicht beschreiben, wie mir zumute ist seit kurzer Zeit. Ich habe die Sehnsucht nach dem Guten wieder fühlen gelernt, ich habe mich verwandelt in meinem Innersten und spüre die Kraft, um ein anderes, besseres Leben zu kämpfen. Aber ich bin allein, ich bin eine schwache Frau. Mir fehlt eine hilfreiche, stützende Hand, an der ich sicher in dies neue Leben hineingehen könnte. Verloren bin ich für immer, wenn sie sich mir entzieht. Ich sehe sie vor mir, diese feste Hand; ich möchte sie fassen und halten.«

»Ich, ich? Was machen Sie, Frau Baronin?«

Sie hatte seine Hand ergriffen mit ihren beiden Händen; er fühlte, wie Tränen darauf niederfielen.

»Oh, stoßen Sie mich nicht von sich! Lassen Sie mich endlich einmal sein, was ich bin. Eine Frau mit einem warmen, durstigen Herzen, das für ein wenig Güte mit einem unermesslich reichen, jahrelang angesammelten Schatz an Liebe danken würde. Ja-wohl, an Liebe! Jetzt müssen und sollen Sie alles hören. Die Männer, die mir nahe waren in diesen Jahren, sind mir nur Spielzeug gewesen, das ich zerbrach, wenn sein Zweck erfüllt war. Sie alle! Jetzt aber, es ist noch nicht lange her, jetzt ist ein Tag der Erlösung für mich gekommen. Ich habe Sie gesehen! Unter all den angehalten, zweideutigen Existenzen habe ich Sie gesehen! Einen Menschen von reiner, klarer Männlichkeit, meinen Retter und Helfer, den Schöpfer eines neuen Daseins für mich, wenn er will. Erstaunen Sie nicht über die Raschheit meines Gefühls. Einer Frau, die gewöhnt ist an leichte Siege, dass ich eine solche Frau bin, darf ich sagen ohne Scheu, zwingt es Achtung ab, wenn sie Widerstand findet. So war es bei Ihnen. Ihr Zurückweichen vor mir hat mich zuerst gereizt, Sie nun doch zu besiegen, aber indem ich mich in diesen Gedanken vertiefte, bin ich selbst eine Besiegte geworden. Und nun flehe ich Sie an: Stoßen Sie mich

nicht von sich, haben Sie wenigstens Erbarmen mit mir, wenn Sie kein anderes Gefühl für mich finden können in Ihrem Herzen. Der Erste sind Sie ...«

Jäh brach sie ab. Im Nebengemach war ein plötzlicher Lärm entstanden; man hörte das Fallen von Stühlen, am Schloss der Verbindungstür wurde gerüttelt. Aber sie war verschlossen, tat sich nicht auf.

Dann klang in den wüsten Lärm hinein eine laute, befehlende Stimme, die rief: »Im Namen des Gesetzes!«

Die Baronin sprang auf, stürzte zur Tür, horchte hinaus. Gleich aber wandte sie sich wieder um, starrte Burkhardt an mit erlöschenden Blicken und murmelte: »Zu spät ..., ich bin verloren.«

»Was ist ..., was bedeutet ...?«

»Sprechen Sie leise! Die Polizei muss Wind bekommen haben von meines Mannes wahren Beruf. Nun ist es aus. Aber Sie sollen hier nicht gefunden werden. Kommen Sie schnell, treten Sie hinaus auf diesen Balkon und warten Sie, bis alles ruhig wird. Ich ziehe die Vorhänge zu, man sucht nach mir, nicht nach Ihnen.«

In diesem Augenblick wurde wieder an der Zwischentür gerüttelt, und abermals erklang die laute, befehlende Stimme: »Öffnen, im Namen des Gesetzes!«

Die Baronin drängte Burkhardt hinaus auf den Balkon, während sie kaum vernehmlich flüsterte: »Gehen Sie, gehen Sie. Leben Sie wohl. Haben Sie Dank für Ihr Kommen.« Ihre Stimme brach. In ihren früheren Reden hatte manches theatralisch und berechnet geschienen, in diesen letzten, kurzen, eiligen Worten war ein tiefes, echtes Gefühl.

Tür und Vorhänge schlossen sich hinter Burkhardt. Er hörte gedämpft, wie die Baronin die Verbindungstür öffnete und nun mit merkwürdig ruhiger Stimme sagte: »Was gibt es? Ich bin hier, wenn Sie mich suchen.«

Dann kam eine tiefe Stille, die nur durch den Klang entfernter Wagenrollens unterbrochen wurde. Burkhardt meinte freilich

auch, dass er die lauten, aufgeregten Schläge seines Herzens hörte, und begann unwillkürlich, sie zu zählen, als ob er an ihnen die Sekunden und Minuten abmessen könne, die vorüber glitten.

Er spähte nach einer Weile durch einen Spalt in den Vorhängen behutsam hinein in das Gemach; es war leer. Trotzdem ließ er noch etwa zehn Minuten vergehen, bis er die Tür ganz leise zu öffnen wagte. Niemand hielt ihn auf, die Tür zum Nebenzimmer, in dem noch dumpfes Gemurmel ertönte, war wieder geschlossen. Auf dem Korridor schien es ruhig, er trat hinaus. Kein Mensch war zu sehen. Auf dem weichen Läufer kam er geräuschlos bis an die Treppe, stieg ungehindert hinab. Unten war kein Zeichen von irgendetwas Außergewöhnlichem zu bemerken; der Portier grüßte höflich, als er vorüberkam.

Tief atmete Burkhardt auf, als er die Straße betrat, als er das harmlose Geräusch alltäglichen Lebens wieder um sich herum klingen hörte. Dann rief er einen Wagen heran, der eben leer vorüberkam, warf sich in die Polster und fuhr, durstig die kühle Nachtluft mit seinen Lungen trinkend, zur Fabrik hinaus.

## Elftes Kapitel

Martha de la Motte hatte den Tag in schweren Zweifeln und Kämpfen hingebracht. Für sie war der Tote, der viele Stunden lang dort unten im Zimmer ihres Vaters lag, nicht stumm. Für sie bewegten sich die blutlos gewordenen Lippen und flüsterten ihr mit grausamer Beharrlichkeit wieder und wieder zu: »Burkhardt hat mich erschlagen!« Sie konnte, so sehr sie sich dagegen wehrte, dieser furchtbaren Vorstellung nicht entfliehen, unter deren Last ihre stille Hoffnung auf ein fernes Glück zerbrach. Sie kannte Burkhardts heftiges Temperament von Kindheit auf, sie wusste, dass er den Toten gehasst und ihn schon einmal niedergeschlagen hatte. Sie war Zeugin gewesen, als er vor dem hingestreckten Körper stand, und in den starr entsetzten Blicken seiner

Augen meinte sie, seine Schuld gelesen zu haben. Freilich hatte niemand ihres Wissens ein Zusammensein der beiden bekundet, niemand von einem Wortwechsel zwischen ihnen gesprochen, und an die schwache Hoffnung, die darin für sie lag, suchte sie sich in diesen Stürmen einer tödlichen Angst mit allen Kräften anzuklammern wie an ein rettendes Boot. Aber der Halt entglitt ihr stets aufs Neue, und sie fühlte sich hilflos versinken in ein Meer der Verzweiflung.

Und niemand war da, zu dem sie von ihrer Angst und Sorge hätte sprechen können. Ihr Vater bejammerte sein eigenes Leid, und sie musste sich gewaltsam zwingen, ihm geduldig zuzuhören. Wenn sie es nicht mehr ertrug, flüchtete sie sich in das Kinderzimmer oder in den Garten und horchte hier auf das fröhliche Geplauder ihres Knaben, das wie von einer fernen, glücklichen Insel ganz von weitem herüberklang. Dass ihr Mann auch an diesem schweren Tag dem Haus fernblieb, war ihr Erleichterung, nicht Kummer.

Langsam, langsam zogen die Stunden auf müden Flügeln vorüber. Martha begrüßte die Dämmerung des Lichtes mit einem Gefühl, in dem sich Beklemmung und Freude mischten.

Der Abend nahte, der ihr Gewissheit bringen sollte, vielleicht aber bedeutete diese Gewissheit für sie dauerndes Elend. Sie wünschte den Abend herbei und bebte zugleich vor ihm zurück. Aber die Sehnsucht nach Klarheit besiegte doch zuletzt jedes andere Gefühl, und gegen sieben Uhr duldete sie es nicht länger im Hause. Leise stahl sie sich fort und eilte zur Fabrik hinüber. Der Abendwind spielte mit sanfter Hand in den Zweigen der Parkbäume die hoch und finster über ihr standen, und bestreute den Weg der geängstigten Frau mit sterbenden Blättern; aber sie sah nicht, was um sie war, und stürmte vorwärts, von ihren Gedanken gejagt.

Erstaunt betrachtete sie der Torwächter der Fabrik, während er höflich die Mütze zog vor der Tochter seines Brotherrn. Was hatte sie hier zu suchen um diese Stunde? Doch das Erstaunen des

Mannes glitt an ihr ab gleich allen anderen Dingen der Außenwelt.

Nur mit einem Gedanken beschäftigt, ging sie geradewegs auf das kleine Werkmeisterhäuschen zu, das Burkhardt bewohnte. Sie sah kein Licht im Fenster seines Zimmers, aber die Haustür war unverschlossen, gestattete den Eintritt. Vom Fabrikhof her drang mit Martha zugleich das grellweiße Licht einer Bogenlampe hinein in den engen Flur und ließ erkennen, dass die Wohnzimmertür nur angelehnt war. Die junge Frau trat ein. Auch in dieses Gemach fielen helle, viereckige Lichtflecke durch die beiden Fenster auf den Boden und erfüllten mit ihrem Reflex den ganzen Raum. Ein Leuchter mit Streichhölzern und einer Kerze stand auf einem Tischchen. Martha griff danach und machte Licht.

Sie hatte den unbestimmten Gedanken dabei, sich niedersetzen zu wollen und abzuwarten, bis Burkhardt kam. Aber in ihrer Seele war die Unruhe viel zu groß, als dass es ihr möglich gewesen wäre, still dazusitzen. Sie ging hastig hin und her in dem engen Raum und spähte mit weit geöffneten Augen umher in allen Ecken und Winkeln, als ob Geheimnisse dort lauerten in der flackernden Dämmerung, die das von ihrer eigenen Bewegung mitbewegte Licht in den Raum warf. Ihr schwarzer, vergrößert an den Wänden hi gleitender Schatten schwebte neben ihr wie das Gespenst ihrer düsteren Sorge. Beim rastlosen Umherwandern fiel Marthas Blick auch einmal auf den Schreibtisch, der am Fenster stand. Etwas Helles war dort, ein schmaler Streifen aus weißem Papier, den das doppelte Licht aus dem Zimmer und von außen so stark hervorhob, dass er zu rufen schien: »Sieh her, sieh mich an!« Sie blieb stehen, sah genauer darauf nieder. Aus einer geschlossenen Schreibmappe schaute der weiße Streifen hervor, offenbar der obere Rand eines beschriebenen Briefbogens. Nur Datum und Ort waren zu lesen, aber es war Burkhardts Handschrift. Sie hatte diese Schrift seit langer Zeit nicht mehr gesehen – gerade sein Schweigen hatte sie ja getrennt, aber sie hätte sie

herauserkant unter Hunderten. Und nun fühlte sie sich gewaltsam angelockt und hingezogen. Kurze Zeit nur schwankte sie noch, dann öffnete sie die Mappe. Der Brief lag vor ihr, angefangen, aber nicht vollendet. Aus der Anrede sah sie, dass er an sie selbst gerichtet war, und nun fühlte sie das Recht, ihn zu lesen. »Einzig Geliebte!« nannte Burkhardt sie; mit einem warmen Freudengefühl trank sie die Worte. Dann aber, sobald sie weiter las, entfloß dies empfinden. Alle Befürchtungen, die sie den Tag über bedrängt hatten, schienen Bestätigung zu finden in den wenigen Zeilen des Briefes.

Burkhardt hatte geschrieben: »Du hast mich gestern Abend um etwas gebeten. Du weißt, was ich meine, weißt auch, dass es keine größere Freude für mich gibt, als Deine Wünsche zu erfüllen, wenn ich es kann. Aber ich bin im Zweifel, ob ich es diesmal kann. Ich habe die ganze Nacht schlaflos gelegen und mit mir gekämpft, aber nur immer größer ist meine Wut auf den Zerstörer meines Glückes in mir geworden. Ob ich mich werde beherrschen können, wenn er vor mir steht, und ich bin es uns beiden schuldig, Rechenschaft von ihm zu fordern, wenn ich mir sein Gesicht ausmale mit seinem kalten, zynischen Lächeln ...«

Hier endete der Brief, brach plötzlich ab. Irgendjemand musste Burkhardt unterbrochen, ihn vielleicht abgerufen haben. Er hatte die Mappe zugeschlagen, das unvollendete Schreiben darin liegen lassen, es über Dinge vergessen, die seine Seele stärker beschäftigten. Auf ihr Herz fielen die Worte des Briefes wie Hammerschläge. Sie musste sich niedersetzen, so sehr bebten ihr die Knie, nachdem sie sie gelesen hatte. Doch nach ein paar angstvollen, keuchenden Atemzügen schon sprang sie wieder empor, verbarg den Brief in der Mappe, löschte das Licht und stürmte hinaus ins Freie.

Wo war Burkhardt, warum ließ er sie allein in dieser Not? Ihr kam der Gedanke, dass er sie vielleicht in der Eschenallee erwartete, wo sie den Abend vorher zusammen gewesen waren. Ohne Besinnen eilte sie dorthin, durchmaß den Weg vom Anfang bis

ans Ende, bis an die Gittertür, die schon verschlossen war und ihr Halt gebot. Kein lebendes Wesen war auf dem ganzen Weg zu sehen. Langsam ging sie zurück, blieb stehen, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, sah die leuchtend herabblickenden Fenster der Villa, und wandte sich instinktiv wieder dem Haus zu.

Der erste, der ihr im Flur bereits entgegenkam, war ihr Vater, der Kommerzienrat. Er hatte sogleich nach dem Gespräch mit Karl Georg an den Untersuchungsrichter telefoniert und kam eben davon her.

Ohne Martha zu fragen, wo sie gewesen sei, schüttete Helbig unter neuen Klagen über das grausam ihn verfolgende Geschick seine böse Neuigkeit über sie aus.

Der Wortwechsel Burkhardts mit Ebisberg, der daraus notwendig entspringende Verdacht, seine Benachrichtigung der Gerichtskommission, das alles fiel auf einmal auf ihr Haupt. Was noch an matter Hoffnung in ihrer Seele geruht hatte, wurde grausam darunter zermalmt. Und ihr Mann war es, der mit seinem Zeugnis den Geliebten vernichtete!

In halber Bewusstlosigkeit folgte sie dem Vater nach oben, saß wortlos, ohne nur einen Bissen zu genießen, ihm gegenüber beim Abendbrot und hörte seine wortreichem immer wiederholten Klagen unverstanden an ihrem Ohr vorüber klingen. Er tat ihr leid, ein dumpfes Gefühl des Mitleides war in ihrem Herzen. Aber es wurde verweht und betäubt von dem wilden Sturm eigenen Schmerzes und rasender Angst um den Geliebten. Und als die Hausglocke tönte, der Diener kam, das Eintreffen der wiedergekehrten Gerichtskommission zu melden, da sprang sie auf, eilte hinüber in ihren Salon und verschloss und verriegelte hinter sich die Tür, als ob sie das Furchtbare damit abwehren könnte, das hinter ihr lauerte.

Der Kommerzienrat empfing die Kommission im Speisezimmer, das am geräumigsten war. Zu seinem Erstaunen befand sich auch Hofen wieder unter den Herren. Er entschuldigte sein

Erscheinen mit unbezwingbarer Neugier; die Herren seien ihm begegnet, hätten von der telefonischen Benachrichtigung durch Helbig erzählt, und er hätte gewagt, sich ihnen anzuschließen in der Hoffnung, nicht umgehend hinausgeworfen zu werden. Da der Untersuchungsrichter nichts gegen sein Bleiben einzuwenden hatte, war auch Helbig damit einverstanden; er freute sich sogar, den ruhigen und verständigen Menschen wieder zur Seite zu haben.

Karl Georg wurde gerufen und erschien sofort. Sein Gesicht war bleich und müde, sein gewohntes Lächeln aber lag, in matter Andeutung wenigstens, wieder darauf, als er sich bei Wolfert wegen seiner Abwesenheit am Vormittag entschuldigte. Was er dann bekundete, war die genaue, bestimmt und knapp vorgetragene Wiederholung dessen, was er seinem Schwiegervater über den gehörten Wortwechsel zwischen Ebisberg und Burkhardt erzählt hatte.

Der Untersuchungsrichter machte das nachdenklich drohende Gesicht, vor dem schon mancher Übeltäter gezittert hatte. Nach einem kleinen Schweigen sagte er: »Dadurch bekommt allerdings die Sache ein anderes Gesicht. Ist Herr Burkhardt anwesend?«

»Anwesend, nein. Wie dumm, ich hätte daran denken können. Aber wenn man einen Tag hinter sich hat wie den heutigen, ich will gleich hinüberschicken in die Fabrik. Er ist ein solider Mensch, geht selten abends aus, er wird wohl zu Hause sein.« Der Kommerzienrat sprudelte die Worte rasch, nur von seinem Gewohnheitshusten ein paar mal unterbrochen, hervor und gab dann dem Diener Auftrag, Herrn Ingenieur Burkhardt herüberzuholen. Schutzmann Weber bekam Befehl, sich dem Boten anzuschließen. Die Pause, die notgedrungen in der Vernehmung entstand, wurde von Helbig mit betrübten Äußerungen über die schreckliche Wendung der schwebenden Angelegenheit, über Burkhardts treffliche Verwendbarkeit in seinem Geschäft, über seine Fähigkeiten als Elektrotechniker ausgefüllt. Es dauerte je-



doch nicht lange, bis die beiden Abgesandten allein zurückkamen und meldeten, dass der Gesuchte weder in der Fabrik noch in seiner Wohnung aufzufinden gewesen sei.

Wolfert runzelte die Stirn und warf nachträglich noch einen strafenden Blick auf Karl Georg. »Anscheinend ist es eine Spezialität hier vom Haus, dass die wichtigen Personen abwesend sind, wenn man sie nötig hat. Wenn aber der Vogel selbst ausgeflogen ist, wollen wir uns wenigstens einmal seinen Käfig ansehen.«

»Sie wollen ...?«

»Haussuchung halten bei diesem Herrn Ingenieur. Kommen Sie, meine Herren.«

»Mich müssen Sie gütigst entschuldigen, Herr Landgerichtsrat«, sagte Helbig, sich am Tisch haltend, als ob er umzusinken drohte. »Man ist schließlich auch nur ein Mensch. Ich bin am Ende mit meinen Kräften, und wenn ich ...«

»Wir bedürfen Ihrer nicht, Herr Kommerzienrat. Ich empfehle mich.«

»Begleite du die Herren hinunter, Karl Georg. Du musst übrigens morgen früh den alten Herrn Ebisberg von der Bahn holen. Er hat vorhin telegraphiert, er kommt acht Uhr dreißig. Verzeihen Sie, Herr Landgerichtsrat, ich sage das nur jetzt gleich, damit ich es nicht vergesse, was mir alles Mögliche über den Hals kommt.«

Die Herren verließen das Zimmer. Hofen war der letzte, der, mit einem kleinen Zögern, zur Tür ging. Helbig rief ihn zurück.

»Ach, Herr von Hofen, wenn Sie nichts anderes Vorhaben, könnten Sie mir wohl noch etwas Gesellschaft leisten. Ich bin so ganz allein, keiner kümmert sich um mich armen alten Mann. Wenn ich nicht in rastloser, unermüdlicher Arbeit mein Genügen fände, Du lieber Gott! Aber jetzt am Abend, und wenn man so einen Toten im Haus gehabt hat, es ist wirklich nicht behaglich.«

Hofen erklärte sich mit Vergnügen bereit, noch ein wenig bei Helbig zu bleiben, der seiner Einladung noch die Worte hinzu-

fügte: »Um unseren Lafitte sind wir heute Morgen auch gekommen; das wollen wir jetzt nachholen.«

Der Diener hatte die morgens geholte Weinflasche noch nicht wieder in den Keller getragen, und so stand bald ein Paar mit roter, duftender Flut gefüllter Gläser vor den beiden Herren. Ihr erstes Gespräch galt natürlich dem traurigen Ereignis des Tages, wobei Hofen den Kommerzienrat mit der Äußerung überraschte: »Ich halte diesen Herrn Burkhardt übrigens nicht für schuldig.«

»Warum, warum? Ich eigentlich auch nicht, aber warum Sie ...?«

Ein Auges, verschwiegenes Lächeln ging über Hofens Gesicht. »Gründe kann ich dafür nicht angeben. Aber ich habe, glaube ich, so etwas wie Jagdhundeinstinkt in solchen Dingen. Jetzt müssen Sie aber auch die traurige Sache hinter sich werfen, Herr Kommerzienrat. Sie schaden Ihrer, nicht nur für sich selbst so wertvollen, Gesundheit.«

»Ja, das ist wahr!«

»Im Zimmer unten, wo der Tote lag, waren Sie hoffentlich nicht wieder?«

»Seit man ihn fortgebracht hat, nein. Und jetzt am Abend, keine zehn Pferde brächten mich da hinein.«

»Das ist recht. Warum an Trauriges denken, wenn man ein Weinchen vor sich stehen hat wie dieses? Ich sage lieber: Es lebe das Leben! Prosit! Herr Kommerzienrat.«

»Ach ja, das Leben, das ist eine schöne Sache. Wenn es nur noch recht lange dauert!«

»Übrigens, von einem Lebenskünstler muss ich Ihnen wieder etwas erzählen. Von dem schönen Herrn Zebossek.«

»Er hat sich verlobt, Sie haben mir das ja schon gesagt.«

»Bisher war das meine neueste Information. Aber jetzt gibt es eine noch neuere.«

»Hat er geheiratet?«

»Das auch, schon ein paar mal. Und bereits vor geraumer Zeit.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Ja, bei dem geht alles rasch. Der letzten Verlobung hat er bereits einen anderen Coup folgen lassen. Er hat unter irgendeinem Vorwand seine neue, schon ältliche, dafür aber schwer vergoldete Braut um fünfzehntausend Mark angepumpt und ist ohne Lebewohl verduftet.«

»Das ist denn doch ...«

»Eine Gemeinheit, gewiss. Aber Gemeinheiten bringen Geld, und Geld ist alles in unserer schönen Welt. Und wenn der Herr Zebosek auch die jüngst verflossene Braut noch hätte heiraten wollen, so wäre das für einen so jungen Mann wirklich etwas reichlich gewesen. Er hat nämlich schon zwei Frauen sitzen an verschiedenen Orten unserer lieben Erde. Sein Spiegel und früh gesammelte Lebenserfahrung haben ihm gesagt, dass ein schönes Gesicht ein schönes Kapital bedeutet, aus dem sich gute Zinsen schlagen lassen. Er ist nur dumm gewesen und hat gleich Wucherzinsen verlangt. Und in solchen Dingen ist ja die Polizei noch ein wenig altmodisch und redet manchmal ein Wörtchen darein.«

»Um Gottes willen, was ist denn das für ein Mensch?«

»Ein internationaler Heiratsschwindler, nichts weiter. Dafür hat er nun das Vergnügen, sein schönes Gesicht in getreuer Nachbildung über einem kleinen Steckbrief in allen möglichen Zeitungen erblicken zu können.«

»Aber, das ist ja furchtbar! Dieser Mensch hat hier bei mir verkehrt, meine Villa wird ja die reine Räuberhöhle!«

»Seien Sie froh, Herr Kommerzienrat, wenn es dabei bleibt.«

Hofens Gesicht war ungewohnt ernsthaft geworden, und er sprach mit nachdrücklicher Betonung.

»Wieso? Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, dass man am besten fährt, wenn man immer auf alles vorbereitet ist im Leben. Und ich meine, dass es angenehmer ist, sich eine Summe von Unannehmlichkeiten auf einmal auszahlen zu lassen, als in monatlichen Raten.«

»Ja, soll denn immer noch mehr kommen? Ich hatte jetzt wirklich genug.«

»Das denken wir leicht. Aber der göttliche Pilot für unser zerbrechliches Fahrzeug ist häufig anderer Ansicht.«

Helbig war sichtlich verstimmt über Hofens bedeutungsvoll gesprochene Worte. Doch änderte dieser nun rasch seinen Ton und nahm das gewohnte leichte Geplauder wieder auf. Es gelang ihm auch schnell, den Kommerzienrat auf andere Gedanken zu bringen, und er hörte geduldig noch einmal die Geschichte von den zehn Pfennigen an, die Helbig in seiner Tasche mit nach Berlin gebracht hatte.

Die Flasche Lafitte war inzwischen geleert worden. Der Kommerzienrat hätte gern eine zweite holen lassen, aber Hofen griff nach der Uhr und sagte: »Wie die Zeit vergeht beim gemütlichen Plaudern. Es ist wahrhaftig bereits neun Uhr. Da muss ich mich empfehlen, ich habe noch eine Verabredung.«

Er zwang den Kommerzienrat, ruhig in seinem bequemen Sessel sitzen zu bleiben, und ging allein hinunter. Als er den Garten betrat, ließ er die Blicke nach oben zum nächtlichen Himmel empor schweifen, der mit leichten, flaumigen Wolken bedeckt war und ein mattes weißliches Licht auf die Erde warf.

»Angenehm, dass es nicht regnet«, sagte Hofen halblaut vor sich hin. »Ich könnte mir sonst meinen Pelz heute gründlich nassmachen.«

In raschem Tempo durchschritt er den Garten und öffnete die Gittertür zur Straße.

## Zwölftes Kapitel

Martha hatte hinter der verschlossenen Tür ihres kleinen Salons das Gehen und Reden der Herren vom Gericht undeutlich gehört. Angst und Entsetzen waren in ihr durch diese Töne nur noch gesteigert worden. Sie malte sich aus, was drüben im Zim-

mer ihres Vaters verhandelt wurde, meinte, die Worte zu hören, die Karl Georg zu Burkhardts Verderben sprach. Und bei diesen Gedanken ging jedes andere Gefühl unter in einer vernichtendem tödlichen Angst um den Geliebten. Aus der Angst aber entstand der Entschluss, ihn zu warnen um jeden Preis.

Leise ging sie hinaus auf den Flur, nahm wieder ihren dunklen Abendmantel um und schlich sich in lautloser Eile fort aus dem Haus, durch den Garten auf die Straße. Sie ging hastig an der Fabrik vorüber, sah mit einem raschen Blick durch das Tor, dass die Wohnung Burkhardts noch unerleuchtet war, und hemmte den Schritt erst an der Stelle, wo der Anlagenweg sich rechts von der Hauptstraße trennte. Weiter durfte sie nicht gehen, wenn sie Burkhardt sicher bei seiner Heimkehr begegnen wollte; sie wusste ja nicht, welchen von den beiden Wegen er wählen würde. So kehrte sie hier wieder um und ging in zweckloser Hast, von ihrer Angst vorwärtsgetrieben, wohl eine halbe Stunde lang auf und nieder zwischen Wegteilung und Fabrikeingang. Diese Strecke der Hauptstraße musste Burkhardt notwendig passieren, wenn er nach Hause kam, auch konnte Martha hier die hell beleuchteten Trambahnwagen im Auge behalten für den Fall, dass er einen von ihnen benutzte.

Bei jedem donnernden Heranrollen solch eines Wagens, bei jedem leisen Schritt auf der einsamen Straße, bei jedem Nahen einer einzelnen dunklen Gestalt zog sich ihr Herz in erneuter Angst zusammen. Als hätte sie selbst ein Verbrechen begangen, so zitterte sie beim Anblick der Herren von der Gerichtskommission, die während ihrer eiligen Wanderung von der Villa herkamen, beim Eingang zum Fabrikhof haltmachten, ein paar Worte zum Torwärter sagten, dann hineingingen in den Hof, zu Burkhardts Wohnung hinüber. Sie sah das von der anderen Straßenseite her, wohin sie sich vor den schwarzen Gestalten geflüchtet hatte. Hier stand sie, sich mit beiden Händen an einen der Bäume geklammert, von denen die Straße beschattet wurde. Sie sah durch das offene Tor hindurch, wie die Fenster in des Geliebten

Zimmer sich erhellen, wie hin und her gehende Schatten daran vorüber glitten. Sie wusste, was dort geschah. Sie meinte zuzuschauen mit leiblichen Augen, wie die Mappe dort auf dem Tisch geöffnet, wie der Brief gefunden wurde, den sie selbst vor kurzem in den Händen gehalten hatte. »Oh, wenn ich ihn doch vernichtet hätte!« Sie fuhr zusammen. Hatte sie die Worte laut gerufen? Oder war es nur das Brausen des Blutes in ihren Ohren gewesen, das ihr geklungen hatte wie die eigene Stimme?

Aber nun kam ein Augenblick der Befreiung. Die Herren kehrten zurück, schritten zur Trambahn hinüber. Martha stand im Schatten, konnte sie deutlich erkennen. Keiner war zurückgeblieben, um Burkhardts Heimkehr zu erwarten. Wenn sie jetzt fortfahren! Und sie taten es wirklich. Ein Wagen kam, hielt einen Augenblick; die Herren stiegen ein, er setzte sich wieder in Bewegung, rollte davon. »Ich danke dir, Gott«, murmelten Marthas bebende Lippen, und ihre Blicke suchten im nächtlichen Himmel den, zu dem sie rief.

Sie nahm ihre Wanderung etwas beruhigter wieder auf, aber sie schrak doch heftig zusammen, als eine Stimme neben ihr im Ton der Überraschung »Sieh da, Martha!« sagte. Sich hastig zur Seite wendend, erkannte sie den Professor de la Motte, der, von der Stadt kommend, sie eingeholt hatte.

Sie versuchte ruhig zu sprechen, aber ihre Stimme war doch unsicher und rau bei dem »Guten Abend, Vater«, womit sie de la Motte begrüßte.

»Dass du noch hier draußen bist, ich bin ganz überrascht.«

»Ich hatte Sehnsucht nach frischer Luft. Wir haben einen schweren, aufregenden Tag hinter uns.«

»Ich weiß es, war ja vorhin schon bei deinem Vater. Und auch für mich war es ein schwerer Tag.«

»Für dich?«

»Karl hat es dir vielleicht noch nicht gesagt. Er war bei mir, hat mir seine Not geklagt. Er muss eine Zahlung leisten, wofür das Geld ihm fehlt, und hat mich dringend, herzbewegend gebeten,

ihm zu helfen. Trotzdem habe ich es ihm abgeschlagen.«

»Du hast recht getan.«

»Nein, Martha, mir ist nachträglich klar geworden, dass ich nicht recht getan habe. Die Menschen müssen einander helfen. Ich habe mich immer bemüht, nach Goethes großer Lehre zu leben, hilfreich zu sein und gut. Aber diesmal habe ich versagt, und noch dazu meinem einzigen Sohn gegenüber. Ich habe heute den ganzen Tag über mit mir gekämpft, es ist mein letztes Geld, mein letztes kleines Kapital, womit ich ihm helfen soll. Aber mein Sohn braucht es, ich will es ihm geben.«

»Vater, tu es nicht! Ich kenne meinen Mann, was du auch geben kannst, es ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Es verdampft und verschwindet.«

»Mag es drum sein. Dann ist es eben ein Tropfen Herzblut von mir, woran er sieht, wie lieb ich ihn habe. Mein Leben ist nur noch kurz, ich bin einfach gewöhnt, kann mich einrichten mit meiner Pension. Er ist jung, und vielleicht kann ich ihn retten. Du solltest mir nicht abraten, Martha, du zu allerletzt. Mann und Frau sollen ein Leib und eine Seele sein. Denke daran: Die wahre Liebe trägt alles, duldet alles.«

»Die wahre Liebe«, murmelte Martha vor sich hin. Es war ihr, als ob ein Messerstich ihr durchs Herz führe bei seinen Worten; das Elend ihrer unglücklichen Ehe zerschnitt ihr die Seele.

»Ja, Martha, das ist ein großes, heiliges Ding, diese wahre Liebe. Das größte, was wir armen Menschenkinder haben. Und wenn ich dich durch mein Beispiel zu diesem Gefühl hinführen könnte, dann wäre dieser schwere Tag ein Tag des Segens.«

In tiefem Schweigen gingen sie für einen Augenblick nebeneinander dahin. Dann begann de la Motte in einem veränderten, alltäglichen Ton wieder zu sprechen. »Ich möchte dich übrigens bitten, Karl Georg noch nichts von dem zu sagen, was ich dir mitgeteilt habe. Die Sache hat nämlich noch einige praktische Schwierigkeiten. Mein kleines Kapital ist in unkündbaren Hypotheken angelegt, und ich war in der Stadt beim Bankier, um zu

versuchen, ob ich die Hypotheken zedieren und eine gleichwertige Summe darauf geliehen bekommen kann. Er denkt es möglich zu machen, aber ich möchte keine verfrühten Hoffnungen in meinem Sohn erwecken. Darum sei so gut, ihm gegenüber noch zu schweigen.«

»Gewiss, Vater, gewiss. Du bist so gut.«

»Lange nicht gut genug. Wir sind alle nur schwache Menschen, und bei meiner Bitte spricht auch eine kleine Schwäche mit. Ich möchte nämlich, wenn ich das Geld wirklich flüssig machen kann, siehst du, dann möchte ich auch gern der erste sein, von dem Karl es erfährt.«

Statt einer Antwort kam nur ein plötzlicher, undeutlicher Laut von Marthas Lippen. Sie klammerte sich mit ihrer einen Hand an de la Mottes Arm und hob die andere, hineinweisend in die Nacht: »Oh, sieh doch, Vater, sieh doch hin!«

Der Professor wendete sich zur Seite, folgte mit seinen Blicken der weisenden Hand. »Wahrhaftig«, rief er aus, »der Fels leuchtet wieder!«

An einer Stelle zwischen Fabrik und Villa war der Blick zu den Bergen hin frei geworden, und in geheimnisvoller Glut erglänzten dort oben die schroffen Abstürze des goldenen Felsens genau wie in der Nacht, als der Professor das merkwürdige Schauspiel zum ersten Mal von seinem Zimmer aus erblickt hatte. Schweigend betrachteten beide ein paar Augenblicke lang den unheimlichen Glanz, der im Dunkel der Nacht aus verborgenen Erden-tiefen hervorzubrechen schien.

»Bei Gott, ich bin sonst nicht abergläubisch«, sagte de la Motte nach diesem Schweigen leise. »Dies packt mich aber doch. Eines Menschen Tod soll der Schein dort bedeuten, so behauptet der Volksmund, und heute habt ihr den Tod im Hause gehabt.«

Martha vermochte nicht gleich zu antworten. Der geheimnisvolle goldene Glanz an den Felswänden, das noch in ihrer Seele hastende schreckliche Schauspiel des Morgens, die jäh wieder aufzuckende Angst um Burkhardt vereinigten sich in ihr, um sie



verstummen zu lassen in heißer Qual. Der Professor hatte nun aber seine Ruhe schon wiedergefunden und sagte: »Komm, lass uns die Sache doch einmal ein wenig näher anschauen.«

Sie zauderte noch einen Moment in dem Gedanken, dass der Geliebte gerade jetzt heimkommen könne; dann aber sagte sie rasch: »Ja, Vater, komm.«

Sie gingen am Park der Villa hin zur Eschenallee, deren Bäume schwarz vor den dunklen Bergen standen. Eine kurze Zeit hemmten die Bäume den Blick auf die Felsen oben, und als er wieder frei wurde, war die leuchtende Nachterscheinung schon verschwunden.

»Eine sonderbare Sache!« murmelte de la Motte. »Lass uns wenigstens einmal bis an die Brücke gehen, um zu wissen, ob die Türen verschlossen sind oder nicht?«

Sie schritten eilig unter den Bäumen hin, bis an die Stelle, wo die Gittertür am Fuß der Brückentreppe sich ihnen in den Weg stellte; sie war fest verschlossen und gestattete kein Weitergehen. »Eine sonderbare Sache!« sagte der Professor noch einmal. »Wer kann sich dort oben herumtreiben um diese Stunde? Von irgend-einer Menschenhand muss ja doch der Schein erzeugt worden sein.«

»Soll ich ums Haus herumgehen und uns den Schlüssel zur Gittertür holen? Wollen wir nachschauen auf dem Burghügel oben?«

»Ich glaube, wir bleiben besser davon weg. Wer weiß, wer auf dem Berg herumgeistert? Und nächtliche Begegnungen mit Geistern von Fleisch und Bein können unangenehm werden. Wir haben es hier ja so still und friedlich; lass uns noch ein wenig auf und ab gehen und uns an dem schönen Abend nach dem aufregenden Tage freuen.«

Martha nahm den von de la Motte freundlich dargebotenen Arm, und sie schritten langsam ein paarmal unter den Bäumen auf und nieder. Die von oben herabströmende weißliche Helle wurde stärker, die Wolken zerteilten sich, der schon späte Mond

kam herauf und erfüllte mit seinem stillen Silberlicht das Tal.

Sie waren in leisem Gespräch eben wieder in die Nähe der Brücke mit ihrer Gittertür gekommen, als Martha mit einer abermaligen Bewegung des Erschreckens den Arm des Professors fester umklammerte und stehen blieb.

»Was mag das bedeuten, da drüben?« flüsterte sie. Zugleich wies ihre Hand auf das jetzt heller beleuchtete gegenüberliegende Ufer, wo sich tatsächlich etwas Merkwürdiges ereignete. Das hohe Farnkraut, von dem der Burghügel unter der Tannenschonung umkleidet war, bewegte sich auf sonderbare Weise. Mitunter hob sich auch eine dunkle Masse daraus hervor, um gleich wieder darin zu versinken. Es war, als ob ein großes Tier sich einen Weg durch das Dickicht bahnte.

Jetzt war es dort angelangt, wo die Brücke das jenseitige Ufer berührte, kroch aus dem dichten Grün hervor auf den Weg, richtete sich auf und schaute rings umher. Es war ein Mensch, der dort stand; sein Gesicht war unerkennbar in dem fahlen Licht, aber die schwarze menschliche Figur war deutlich zu unterscheiden.

»Bleib ruhig stehen«, flüsterte de la Motte, »ganz ruhig.«

Martha nickte nur; ihr versagte die Stimme. So standen sie schweigend und wartend, schauten stumm aus dem tiefen Schatten der Bäume hinaus in das hellere Licht. Und nun sahen sie, wie die dunkle Gestalt sich in Bewegung setzte, rasch über die Brücke dahinglitt, einen Moment an der niedrigen Gittertür stehen blieb, sie mit beiden Händen oben ergriff und sich dann mit einer geschickten Turnerbewegung hinüberschwang. Jetzt kam sie näher zu den beiden heran, jetzt war sie dicht an der Stelle, wo sie warteten.

»Wer da?« rief der Professor ihr entgegen.

»Gut Freund«, antwortete der Unbekannte. »Wenn andere Freunde hier zu treffen sind.«

»Ich meine, die Stimme sollte ich kennen«, sagte de la Motte, und Martha fügte hinzu: »Sind Sie nicht Herr von Hofen?«

»Ach Sie, gnädige Frau! Welch erfreuliche Begegnung! Guten Abend, Herr Professor, jetzt weiß ich auch, wer Sie sind. Sie haben mich aber eben fast erschreckt. Ich fühlte mich sowieso schon etwas als Einbrecher. Vorhin war ich nämlich bei Ihrem Herrn Vater, gnädige Frau, dann verlockte mich der schöne Herbstabend noch ein wenig auf den Burgberg hinaufzusteigen. Die Tür an der Brücke dort war offen, als ich fortging, eben fand ich sie geschlossen. Ich habe mit Aufbietung meiner besten Turnerkünste hinüber voltigieren müssen.«

»Wir haben es gesehen«, sagte de la Motte ein wenig kühl. Was Hofen erzählte, klärte sein wunderbares Erscheinen aus der Tanenschonung hervor nicht auf. »Aber wenn Sie droben waren auf dem Burgberg, haben Sie dann den goldenen Fels nicht auch leuchten sehen?«

»Keine Spur! Hat er wieder geleuchtet?«

»Vor kaum zehn Minuten. Wir haben es beide gesehen.«

»Das tut mir leid. Ich hätte so etwas gern einmal erlebt.«

Er plauderte noch weiter in seiner leichten Art und ging mit ihnen unter die Bäumen zurück. Alle drei wandten sich dann der Landstraße zu, traten hinaus in das immer stärker gewordene Mondlicht. Hier war es, wo de la Motte sich plötzlich zu Hofen wandte: »Verzeihen Sie, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, Sie haben sich den Rock zerrissen und beschmutzt.«

»Wahrhaftig! Das kommt von meinem jugendlichen Leichtsinne. Weshalb muss ich auch bei nachtschlafender Zeit in den Bergen herum klettern? Der Weg dort hinauf ist glatt und steinig, und an einer Biegung bin ich gestolpert und gefallen. Der Staheldraht um die Schonung hat mich gütigst aufgefangen und mir dies Andenken hinterlassen. Ich danke sehr, Herr Professor, für den freundlichen Hinweis.«

Er begann, seinen mit Nadeln und Erde beschmutzten Rock abzuklopfen, und sagte dann, als er sich notdürftig gereinigt hatte: »Jetzt will ich mich aber den Herrschaften empfehlen. Wir alle haben hoffentlich eine gute Nacht. Wer weiß, wofür wir morgen

unsere Kräfte gebrauchen werden?«

Er sprach in einem plötzlich veränderten, ernsthaften, beinahe feierlichen Ton, drückte beiden die Hand mit kräftiger Herzlichkeit und ging eilig davon.

»Irgendetwas ist bei der Sache nicht in Ordnung«, sagte der Professor nachdenklich. »Aber ich halte diesen Herrn von Hofen für einen Ehrenmann.«

»Ich auch«, bestätigte Martha, doch zeigte der Ton, in dem sie sprach, dass ihre Gedanken weit ab waren von ihren Worten.

Sie ging mit ihrem Schwiegervater bis an die Gartentür der Villa, wo sie von ihm Abschied nahm. Sie trat auch in die Tür, drinnen aber blieb sie bald wieder im Baumschatten stehen, horchte noch ein paar Minuten hinaus in die Nacht und öffnete dann leise wieder die Tür zur Straße. Sie konnte nicht schlafen gehen, ohne Burkhardt gesprochen zu haben. Er musste ja kommen! Um ein Gespräch am Abend hatte sie gebeten; es war unmöglich, dass er sie vergebens warten ließ.

Durch den Anblick des leuchtenden Felsens, durch das Gespräch mit ihrem Schwiegervater, durch Hofens unvermutetes unheimliches Erscheinen war die Qual der Angst in ihrer Seele nur noch verstärkt worden. Sie hatte das Gefühl, als ob finstere Mächte sie rings um lauerten, aus der Dunkelheit nach ihr griffen. Und auch in ihr selbst waren diese verderblichen Mächte still am Werk. Das lange Warten, das vergebliche Hoffen auf Burkhardts Erscheinen ließen den Glauben an seine Schuld größer und größer werden. Und andere, bittere Gefühle mischten sich hinein. Dass er nicht ebenso sich danach sehnte, mit ihr zu sprechen, dass er sie nicht nötig zu haben schien in solch grausamer Not und Sorge, das trieb ihr Tränen misstrauender Liebe heiß in die Augen.

Das Tor der Fabrik war jetzt geschlossen. Sie konnte nicht hineinschauen, um zu sehen, ob Burkhardts Fenster hell geworden waren. Sie wusste nicht mehr, sich zu helfen, schluchzte laut auf in einsamer Qual. Da, sie hörte plötzlich auf zu weinen. Von der

Stadt her kam das Rollen eines Wagens, wurde stärker, verstummte vor der Fabrik. Als ob jemand es ihr zugerufen hätte, wusste Martha jetzt: er kommt! Er war es wirklich, stieg aus, der Wagen wandte sich, rollte davon. Und an der Fabrikmauer her kam Burkhardt ihr nun wirklich entgegen.

Aber in diesem Augenblick verwandelte sich Marthas Gefühl auf seltsame Weise. Sie schrak zurück vor dem, was ihr Herz ersehnt hatte. Die Schwere des Verdachts der in ihr war, legte sich erdrückend auf ihre Seele. Wie sollte sie Worte finden für solch ein Gespräch?

Sie blieb stehen, ließ ihn stumm herankommen, fasste an die Mauer, um sich zu stützen. Sie sah, wie seine Hände sich nach ihr ausstreckten, hörte seine Stimme, die sagte: »Da bin ich, endlich!« Aber sie konnte die Hände nicht fassen, konnte kein Wort hervorbringen.

Er sah sie verwundert an. »Du hast auf mich gewartet, sei nicht böse, dass ich nicht eher kam. Ich sage dir nachher, was mich abgehalten hat. Lass uns hinübergehen unter die Bäume.«

Mechanisch, wortlos ging sie neben ihm dahin. Es war ihr auf einmal, als ob er ihr ein Fremder geworden wäre. »Dieser Mann hat einen Menschen getötet«, jedes andere Gefühl ging unter in dem einen, von ihrem überreizten Empfinden ins Unangemessen gesteigert.

In der Allee blieb sie vor ihm stehen, hier fand sie das erste Wort. »Sag mir, von heute Morgen.« Er nickte. »Ja, davon muss ich sprechen. Das war ein schwerer Tag!«

»Ein schwerer Tag!« Mit einem Aufschluchzen wiederholte sie die Worte.

»Du musst vor allen Dingen das eine wissen: Ich habe vor seinem Tode mit Ebisberg gesprochen. Ich habe mit ihm einen Streit gehabt.«

»Ich weiß es.«

»Woher?«

»Einerlei, woher.«

»Gut, es ist einerlei. Du weißt auch, was für eine Wut ich auf diesen Menschen hatte. Mit Recht! Ich habe die ganze Nacht mit meiner Erbitterung gekämpft. Heute Morgen fing ich einen Brief an dich an, um dir zu sagen, dass ich nicht für mich einstehen könnte, wenn ich ihm begegnete.«

Martha nickte wieder stumm; sie kannte den Brief.

»Dann bin ich ihm wirklich begegnet. Ich wollte zu deinem Vater, um ihm die Listen zu bringen; ich ging in sein Arbeitszimmer unten; er hatte mich dorthin bestellt. Als ich eintrat, stand Ebisberg vor mir.«

Er stockte, schwieg für einen Augenblick; Martha trat einen Schritt von ihm zurück. Aber schon begann er von neuem:

»In dem Augenblick habe ich an mich halten müssen, dass ich mich nicht auf ihn stürzte. Das ist mir nicht leicht geworden. Ich habe dann zu sprechen angefangen, habe ihm gesagt, worüber ich mit ihm Abrechnung zu halten hätte. Mit kalten, spöttischen Worten hat er mich gereizt, hat mir die geforderte Genugtuung verweigert. Noch einmal hat mich da die Wut gepackt.«

»Wie damals, nicht wahr?« fragte sie schnell.

»Damals, wann?«

»In Amerika. Du hast ihn ja schon einmal niedergeschlagen, und aus weit geringerem Anlass.«

»Damals, ja.« Burkhardt schwieg. Sie meinte zu fühlen, dass er sein Bekenntnis vergeblich in Worte zu fassen suchte. Dann aber sprach er plötzlich ganz rasch und auffallend laut, wie sie meinte. »Nein, ich habe es nicht getan. Ich habe den Menschen nicht niedergeschlagen, habe ihn lebend verlassen.«

»Max!« Es war kein Freudenruf, der von ihren Lippen kam. Hatte sie sich getäuscht, oder war wirklich ein fremder, unwahrer Ton in seinen Worten gewesen? Ihr Ohr meinte, solchen Ton vernommen zu haben, und mehr noch als der Verdacht einer leidenschaftlichen, raschen Tat, schmerzte sie der Zweifel an seiner Aufrichtigkeit.

Sie wich noch ein wenig weiter von ihm zurück und sagte ganz

langsam, als ob ihr die Lippen von ihren Worten verbrannt würden: »Das kann ich dir nicht glauben.«

Er verteidigte sich nicht, wurde nicht heftig oder leidenschaftlich. Er sah sie nur lange schweigend an, obwohl er ihr Gesicht in der tiefen Dämmerung nicht erkennen konnte, und sagte leise: »Das ist sehr traurig für mich.«

Plötzlich trat sie wieder ganz nahe vor ihn hin: »Ist es etwa nicht auch traurig für mich? Ich könnte schreien vor Schmerz, dass ich an dir zweifeln muss! An deinem Vertrauen zu mir, an deiner Wahrhaftigkeit. Ich hatte gedacht für zwei Menschen wie wir, die sich nach so langer, furchtbarer, grausamer Trennung eben wieder zusammengefunden haben, müsste nun auf immer alles gemeinsam sein. Zwischen ihnen könnte, dürfte kein Schatten einer Unwahrheit sein. Was ist mit Ebisberg? Ich gestehe es, ich habe vorhin vor dir geschaudert, weil ich mir dachte: seine Hand hat einen Menschen getötet. Aber jetzt weiß ich es, das hätte ich

dir verziehen. Hundert Mal, tausend Mal, wenn du mir offen gesagt hättest: »Ich habe es getan, habe es tun müssen.« Aber dass du mich belügen kannst in solchem Augenblick ...«

»Warum zweifelst du an meinem Wort?«

»Weil ich dich kenne. Weil du heftig und jähzornig warst von jeher, auch gegen ihn. Und weil ich dein eigenes Zeugnis habe gegen dich. Vorhin war ich in deiner Wohnung, ich suchte dich. Dort fand ich den angefangenen Brief, ich habe ihn gelesen. Du selbst hast mir darin geschrieben, dass ich von dir verlangt habe, was über deine Kraft war. Und ich weiß auch warum du mir die Wahrheit jetzt verschweigst. Weil du mich schonen willst. Aber ich will keine Schonung. Ich gehöre zu dir. Ich will meinen Anteil haben an dem Furchtbaren, das auf dir liegt. Ich muss es ja glauben, dass du schuldig bist an dem Tod, wie die anderen es tun.«

»Die andern?« Er fragte zerstreut, scheinbar teilnahmslos.

»Ja, sie alle glauben es. Mein Mann hat euren Wortwechsel vom Zimmer nebenan gehört, er hat es vor den Herren vom Ge-

richt ausgesagt. Sie waren in deiner Wohnung, haben alles durchsucht, müssen auch den Brief gefunden haben. Das wollte ich dir sagen, darum habe ich hier auf dich gewartet. Ich wollte dich warnen, dir helfen bei deiner Flucht. Ich wäre bei dir geblieben, hätte nicht mehr gefragt nach Welt und Menschen, hätte sogar mein Kind verlassen um deinetwillen. Aber ich konnte Wahrheit von dir fordern, du hast sie mir nicht gegeben.«

Burkhardt richtete sich auf, sprach aber nicht gleich. Für ein paar Sekunden klang das Rauschen des Wassers in der Tiefe neben ihnen ganz allein und seltsam laut in der Stille. Dann sprach er wieder, undeutlich, mit schwerer Zunge. Martha hörte, wie die Leidenschaft ihn packte. »Das ist mir das Ärgste, dass du mir nicht glaubst. Ich habe das nicht erwartet und nicht um dich verdient. Es hat keinen Zweck mehr, weiter mit dir zu sprechen. Lebe wohl.«

Er wandte sich von ihr ab und ging mit schweren Schritten hinweg, aus dem Dunkel hinaus in die schimmernde Helle, die seine schwarze, tief gebeugte Gestalt umfloss. Martha hatte nun doch unwillkürlich die Hände nach ihm ausgestreckt, um ihn zu halten. Dann, als er weiter und weiter von ihr fortging, als in der Entfernung seine Gestalt kleiner und kleiner wurde, schrie sie plötzlich laut auf, rief zweimal in fassungsloser Verzweiflung seinen Namen. Und als er nicht umkehrte, nicht einmal den Kopf zurückwandte zu ihr, da sank sie nieder auf die Knie, schluchzte laut auf und presste die Stirn gegen den rauen Stamm eines Baumes.

### **Dreizehntes Kapitel**

Lange Zeit wartete Martha weinend, ob nicht Burkhardt wieder zu ihr zurückkäme. Mit schweren Gliedern machte sie sich dann endlich auf den Weg nach Hause. Sie fühlte jetzt einen heißen Zorn auf sich selbst. Mehr, als mit Worten möglich gewesen



wäre, hatte Burkhardt ihr mit seinem stummen Fortgehen gesagt. Hatte sie wirklich ein frevelhaftes Unrecht an ihm begangen, indem sie ihn schuldig glaubte? Möchte er schuldig sein oder nicht, sie konnte nicht von ihm lassen! Sie verzehrte sich in Sehnsucht nach einem gütigen Wort von seinen Lippen. Über ihre Zweifel und Hoffnungen hinweg aber flutete der gleiche reißende Strom einer wahnsinnigen Angst um den Geliebten.

Sie ging in ihrer Wohnung sofort in das Schlafzimmer ihres Knaben, das ihr eigenes von dem ihres Gatten trennte. Sie hoffte Ruhe und Fassung im Anblick ihres Kindes zu finden. Beim Öffnen der Tür aber schrak sie zurück. Ihr Mann saß am Bett des Knaben.

»Was ist mit Hans? Ist er krank?«

»Nein. Ich konnte nicht allein sein. Du warst ja fort. Ich konnte nach diesem furchtbaren, furchtbaren Tag nicht allein sein!«

Karl Georg stieß die Worte kurz und abgerissen hervor. Und als er zum zweiten Mal von seinem Alleinsein sprach, da kam eine Bewegung über ihn, die Martha noch niemals an ihm gesehen hatte. Ganz plötzlich brach er in ein leidenschaftliches, krampfhaftes Weinen aus. Sogleich aber fasste er sich gewaltsam.

»Verzeih. Ein Zusammenbruch meiner Nerven. Ich will schlafen gehen, gute Nacht.«

»Gute Nacht.« Sie sprach leise, halb geistesabwesend; das Erstaunen über seine ganz fremde Weichheit kam ihr nur schattenhaft ins Bewusstsein.

Sie fühlte auch nicht mehr die Kraft, ihrem Vater Gute Nacht zu sagen, der nach den Vorgängen des Morgens nicht unten schlafen wollte, sondern sich für die Nacht in ihrem Fremdenzimmer einquartiert hatte. Ein seltsamer Zustand war über sie gekommen. Was um sie her war, erschien ihr unwirklich und fremd; Wirklichkeit war ihr nur die Not und Angst um den Geliebten. Ihm drohte Verhaftung, und sie hatte nichts getan, um ihn zu retten!

Mit plötzlichem Entschluss ging sie zum Schreibtisch, nahm Papier und Feder und setzte sich zum Schreiben nieder. Sie bat Burkhardt in warmen, flehenden Worten, ihre Hilfe nicht von sich zu weisen, wenn er ihrer bedürfen sollte; sie bezeichnete ihm eine Bank, bei der er auf ihren Namen Geld abheben könne, wenn er fliehen müsse. Sie bat ihn, ihr seine Liebe zu bewahren mit flüchtigen, angstvollen Zeilen.

Der Brief gab ihr ein wenig Ruhe zurück; sie nahm sich vor, den Diener gleich in der Frühe damit hinüberzuschicken zu Burkhardt. Von diesem Gedanken getröstet, legte sie sich nieder.

Das Frühstück am anderen Morgen war zeitig und eilig, weil Helbig drängte, dass Karl Georg pünktlich zur Bahn käme, den alten Ebisberg abzuholen. Der Kommerzienrat war in seinen Träumen von dem Toten geängstigt worden und befand sich in einer sehr schlechten Laune, die zwischen Weinerlichkeit und Ärger die Mitte hielt. Als Marthas Mann gegangen war, ließ Helbig sich von ihr seine Briefschaften reichen und murrte halblaut vor sich hin, während er sie musterte. Martha hatte sich ans Fenster gesetzt und schaute zur Fabrik hinüber, wo Burkhardt vielleicht eben ihren Brief erbrach, den der Diener schon vor dem Frühstück hatte bestellen müssen. Da klang ein Ausruf ihres Vaters in ihre Träumerei hinein.

»Das fehlte ja gerade noch! Bald habe ich nun aber wirklich dies Leben satt. Ärger über Ärger, das ist jetzt mein tägliches Brot.«

»Was ist, Vater?«

»Ein reizender Morgengruß, das muss wahr sein! Der Herr Ingenieur Burkhardt bittet um seine sofortige Entlassung.«

»Burkhardt?«

»Jawohl, Burkhardt. Und sein Patent und seine Glühlampe, von der ich mir ein so gutes Geschäft versprochen habe, nimmt er natürlich mit. Ebisberg tot, unser Unternehmen in Amerika ohne Vertreter, Burkhardt mit Patent und Lampe zum Teufel, da kann ich nächstens wohl meinen Bankrott erklären.«

»Was für Gründe gibt er an, dass er fort will.«

»Gar keine. Warum auch noch Gründe? So höflich braucht er ja nicht mehr zu sein gegen mich armen, vom Schicksal geschlagenen Mann.«

»Sprich mit ihm, Vater, lass ihn zu dir kommen.«

»Lass du mir nur erst einmal Frieden und Ruhe. Sieh doch nur diesen Pack von Briefen an. Wer weiß, was da noch drin steht an Unannehmlichkeiten!«

»Ich will dich nicht stören.« Sie war aufgesprungen bei der Kunde von Burkhardts Fortgehen; jetzt setzte sie sich wieder schweigend ans Fenster. Eine Viertelstunde wohl arbeitete Helbig nun still für sich, dann aber stieß er wieder einen Schreckensruf aus.

»Da haben wir die neue Bescherung! Die Rechnung stimmt nicht, stimmt auf keinen Fall!«

»Eine neue Unannehmlichkeit?«

»Natürlich! Was anderes kommt ja nicht mehr für mich. Die Bankabrechnung hier, ich habe sie gestern liegen lassen müssen, sie stimmt nicht.«

»Wieso?«

Der Kommerzienrat sprach vor sich hin, mit seinen Augen auf dem großen Papierbogen in seiner Hand umher suchend. »Dreißigtausend Mark, Unsinn! So was vergisst man doch nicht. Vor einer Woche? Nein, ich denke ja gar nicht daran!«

»Erkläre mir doch, Vater ...«

»Daran ist wenig zu erklären. Hier nach der Bankabrechnung soll ich auf einen Scheck vor einer Woche dreißigtausend Mark abgehoben haben, und ich habe keinen Pfennig davon gesehen.«

»Wie kann das sein?«

»Ich denke darüber eben selbst nach. Aber mir geht schon ein Licht auf, ein ganz verfluchtes Licht. Und mir scheint, als ob dein Herr Gemahl eine Hauptrolle bei dieser Sache gespielt hätte. Der Scheck, auf den das Geld erhoben worden ist, muss gefälscht gewesen sein. Es kann sein, dass ich mein Scheckbuch einmal ein paar Minuten offen auf meinem Tisch habe liegen lassen, du lie-

ber Gott, ich bin immer ein vertrauensvoller Esel gewesen gegen meine Mitmenschen. In meinem Zimmer aber hat niemand so ungeniert verkehren können wie mein viel geliebter Schwiegersohn. Den will ich mir einmal vornehmen!«

Er war aufgesprungen und humpelte mit eiligen Schritten zur Tür. »Karl Georg ist ja fort«, sagte Martha. Sie machte keinen Versuch, ihren Gatten zu verteidigen; sie wusste genug von seinem Charakter, um ihres Vaters Vermutung zu teilen.

»Das wollen wir sehen«, brummte Helbig, schon in der Tür. »Meist hat er es nicht sehr eilig, wenn er etwas für mich tun soll.«

Er stieg mühsam die Treppen hinunter, halblaut vor sich hin scheltend. Ohne vorher zu klopfen, trat er unten in Karl Georgs Arbeitszimmer, das unverschlossen, aber leer war. Martha hatte recht gehabt, er war fort.

In seinem Zorn blieb Helbig noch ein paar Minuten im Zimmer und setzte das ärgerliche Selbstgespräch fort. Als er wieder hinausgehen wollte, fuhr er in heftigem Schrecken zusammen.

»Was ist? Was gibt es?«

Er war herumgefahren und starrte mit großen Augen auf die Wand an der linken Seite, die durch einen schönen Renaissancekamin unterbrochen und geschmückt wurde. Von dort her war ein sonderbares, unerklärliches Geräusch gekommen; ein leises Klirren wie von gestoßenen Ketten. Und wirklich bewegten sich die Ketten aus Bronzeplatten, die vor der Kaminöffnung als Verschluss hingen, in leichter Schwingung hin und her. Das war aber nur das Vorspiel zu einer noch größeren Überraschung. Der Kettenvorhang teilte sich, ein Menschenkopf schaute hervor, ein Menschenkörper folgte nach.

Helbig öffnete den Mund ein paarmal, doch er versuchte vergeblich, um Hilfe zu rufen; er war vor Schrecken beinahe gelähmt. Als er aber nun erkannte, dass der Mann, der auf so seltsame Weise vor ihm erschien, Herr von Hofen war, da wich der Schrecken langsam einer maßlosen Überraschung.

»Sie, Sie? Ja, wie kommen Sie denn hierher auf diese, gelinde

gesagt, höchst wunderbare Weise?«

Hofen hatte sich aufgerichtet und klopfte den Staub von seinen Knien. Er hielt Helbig dann seine Hand hin zur Begrüßung und sagte: »Lassen Sie mich Ihnen zunächst guten Morgen wünschen, Herr Kommerzienrat. Ich fürchte, Sie können heute diesen Gruß brauchen.«

»Wieso, wieso?«

Hofen fuhr fort, ohne auf die Frage zu antworten: »Sie haben mich eben in einer komischen Situation gesehen, aber der Anlass, der mich da hineingetrieben hat, ist ernsthaft. Ungewöhnlich ernsthaft sogar.«

»Um Gottes willen, sprechen Sie doch deutlicher.«

»Das will ich. Und um ganz deutlich sein zu können, muss ich mich Ihnen zunächst vorstellen.«

»Aber ich kenne Sie doch schon, Sie sind ja der Herr von Hofen.«

»Sie kennen mich allerdings, aber Hofen ist nicht mein wahrer Name. Hier ist mein richtiger.«

Eine Legitimationskarte von amtlicher Form hervorziehend, gab er sie dem Kommerzienrat. Stammelnd las der Erschreckte, was darauf geschrieben stand. »Von Brockhof, Kriminalkommissar!«

»Brockhof ... Kriminal ... Sie ... Sie?«

»Mein wahrer Name weicht, wie Sie sehen, von meinem Kriegsnamen nur wenig ab. Ich musste diesen kleinen Tausch vornehmen, wenn ich meinen Zweck an diesem Ort erfüllen wollte.«

»Sie sind aber doch wirklich von Adel, und Sie gaben doch wirklich die Manieren von einem vornehmen Herrn.«

Brockhof hatte bisher mit ungewöhnlichem Ernst gesprochen, jetzt aber glitt sein gewohntes ironisches Lächeln über sein braungebranntes Gesicht. »Hoffentlich nicht nur die Manieren, Herr Kommerzienrat. Wenn Ihnen übrigens damit gedient ist, kann ich Ihnen auch die Mitteilung machen, dass ich tatsächlich

von altem Adel bin und meine Laufbahn sehr standesgemäß als Offizier in einem Husarenregiment begonnen habe.«

»Nun also!«

»Jawohl, also! Ich war jung und lebenslustig, also wurde verunftlos in den Tag hinein gelebt, ich machte Schulden rechts und links, und eines Tages kam dann der große Kladderadatsch, der Schiffbruch meiner Leutnantexistenz. Nun gibt es aber bei jedem Schiffbruch, wie Sie wissen, ein paar Glückliche, die sich an einen Balken, ein Boot anklammern und gerettet werden. Ich war einer von diesen Glücklichen. Denn Glück ist es immer nur, kein Verdienst, wenn man etwas mehr Kraft hat als andere. Mein Rettungsboot war die Polizei. Dort bin ich unter geschlüpft, und weil ich selbst einmal in dem großen Meer modern leichtfertigen Lebens umher geschwommen bin, muss ich nun den Racheengel spielen bei den anderen Schiffbrüchigen, die sich nicht wieder heraufarbeiten aus der großen Flut. Es ist etwas wie eine Nemesis.«

»Das ist ja sehr schön, Herr von ... Brockhof, nicht wahr?, aber warum behren Sie denn gerade mich?«

»Weil ich ...« Er unterbrach sich, hinaus horchend nach dem Flur. »Ist es Ihnen recht, wenn wir in Ihr Arbeitszimmer nebenan gehen, Herr Kommerzienrat? Ich möchte nicht gern von anderen gesehen werden.«

»Aber natürlich. Kommen Sie her.« Helbig öffnete die Tür zum Nebenzimmer, die noch abgeschlossen war, um sie dann wieder sorgfältig zuzumachen, sobald sie den anderen Raum betreten hatten. Sie setzten sich, der Kommerzienrat unter lautem Stöhnen.

»Ihr Herr Schwiegersohn kann doch unmöglich schon wiederkommen?« fragte Brockhof.

»O nein. Er ist ja zum Bahnhof, dorthin braucht er eine gute halbe Stunde. Natürlich muss er auch den alten Ebisberg zum Hotel begleiten. Der Zug kommt um acht Uhr dreißig, wir haben eben erst neun. Unter zwanzig Minuten kann er unmöglich zu-

rück sein.«

»Gut, so kann ich Ihnen in Ruhe noch ein paar Instruktionen geben, wie Sie sich, in Ihrem eigenen Interesse, heute zu verhalten haben.«

»Das klingt ja ganz fürchterlich. Du lieber Gott!«

»Es ist leider ein ernster Tag heute für dieses Haus. Deshalb muss ich Sie bitten, sich genau nach dem zu richten, was ich Ihnen sage. Folgen Sie jeder meiner Anordnungen. Ich bin beauftragt, Ihnen zu dienen und Sie zu beschützen.«

»Aber warum denn das alles?«

»Der Anlass war, soweit Ihr Haus infrage kommt, nur unbedeutend. Ich bin hergeschickt worden, weil die Polizei wusste, dass eine große, internationale Gaunergesellschaft den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach dem Kurort hier verlegt hatte. Fast lauter Kollegen von mir, eine ganze Gesellschaft von gescheiterten Existenzen. Menschen aus guten Familien zum Teil. Den Aberglauben muss man sich heute nämlich abgewöhnen, dass der Verbrecher nur aus dem Volk hervorgehe.«

»Ich bitte Sie um alles in der Welt ...«

»Regen Sie sich darüber nicht auf. Aber die Villa hier stand tatsächlich auf einer Liste, die der Polizei gelegentlich einer Verhaftung in die Hände fiel und auf der die Wohnungen von einigen reichen Leuten als reif zum Einbruch verzeichnet waren, mit hübschen Grundrissplänen sogar.«

»Und ich, ich ...?«

»Jawohl, Sie waren auch dabei. Darum war es mein erstes hier, mich bei Ihnen einführen zu lassen und ein wenig im Haus umher zu spionieren. Sie haben mich dabei ja selbst einmal in diesem selben Zimmer abgefasst.«

»Ach, wenn ich geahnt hätte ...«

»Wie gesagt, Sie brauchen sich darüber nicht mehr zu beunruhigen. Die Polizei hat gestern das Netz zugezogen, das für die Gaunergesellschaft aufgestellt war. Die meisten Vögel sind gefangen, ein paar von ihnen sind ausgeflogen. Jedenfalls haben

wir hier erst einmal freie Bahn. Es ist eigentlich schade darum.«

»Schade?«

»Ja, mir imponiert alles, was in sich vollkommen ist. Und es war wirklich eine vorzüglich organisierte Sache, so etwas wie eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht für Gaunereien jeder Art. Und ein Weib war unter der Gesellschaft, ein Weib, alle Achtung! Eine Frau von Dellwitz, die sich Baronin Gonderland nannte. Beinahe bin ich froh, dass es ihr auf eine bisher noch unerklärte Weise gelungen ist, auf dem Wege zur Polizei sich unsichtbar zu machen.«

»Aber wenn ich nun wirklich, wie Sie sagen, ruhig sein kann, mein lieber Herr von Brockhof ...«

»Zu dieser einen Hinsicht allerdings. Aber nur in dieser. Von anderer Seite sind Sie weit schlimmer bedroht. Indem ich hier auf Einbrecher ahndete, fand ich die Spur von einem unerhörten Verbrechen, das bisher vielleicht einzig in seiner Art ist und von einer gewissen fantastischen Größe. Wie Sie sich erinnern werden, sprach ich einmal mit Ihnen von der Fantasie der heutigen Verbrecher.«

»Ach, ob es fantastisch ist oder nicht, ist mir ja ganz egal. Aber was droht mir denn, was hat mir denn gedroht?«

»Eine Sache, die wir alle, vielleicht mit Unrecht, für sehr unangenehm halten: der Tod!«

»Ach, ach, ach, der Tod? Ich sterbe!«

»Das würde ich mir noch aufsparen. Und ich hoffe, recht lange. Nur vorbereiten habe ich Sie müssen, damit Sie mir nicht überumpelt werden von einer Entdeckung, die auch einen starken Mann umwerfen könnte. Von der Entdeckung dass hier in Ihrem eigenen Haus der Mord auf Sie lauerte.«

»Das ist ja nicht möglich! Mord! Mord? Aber von wem denn in aller Welt? Ich bin doch ein so guter Mensch! Ich tue keinem Kind was zuleide. Sagen Sie mir nur, von wem?«

»Sie werden es erfahren. Vielleicht sogar mit eigenen Augen sehen. Vorerst muss ich Sie bitten, mich hier irgendwo zu ver-



bergen. Die zwanzig Minuten sind beinahe vorüber, Ihr Herr Schwiegersohn kann bald wieder hier sein.«

»Bleiben Sie nur in meiner Nähe!«

»Gewiss. Darf ich in das Zimmer hier nebenan gehen? Ich verschließe die Tür zum Korridor und lehne diese hier an. So bin ich ungestört von draußen her und kann hören, was in diesem Zimmer vorgeht.«

»Bleiben Sie nur um Gottes willen dort, gehen Sie nicht weg!«

»Nein, gewiss nicht. Und jetzt nur noch eine Frage. Sie sprachen mir einmal von gewissen Differenzen mit Ihrem Herrn Schwiegersohn. Wie stehen Sie gegenwärtig mit ihm?«

»Das ist auch ein Kreuz für mich, mein lieber Herr von Brockhof. Ich bin, wenn mich nicht alles täuscht, gerade heute Morgen einer Schändlichkeit auf die Spur gekommen, die nur er begangen haben kann. Einer ganz gemeinen Fälschung.«

»Ja, ja, dieser Herr de la Motte scheint mir auch zu der großen Familie derer zu gehören, die Schiffbruch leiden am goldenen Felsen.«

»Aber wenn er mir jetzt nach Hause kommt, kann er sich freuen. Ich bin mit meiner Geduld am Ende.«

»Das ist gut.«

»Gut?«

»Ich meine, das trifft sich gut, wenn es heute zwischen Ihnen zur Aussprache kommt. Wir werden dann vielleicht schon bald volle Klarheit haben.«

»Wieso, wieso?«

»Sie werden es erfahren. Jetzt, bitte, nicht mehr sprechen. Und all meinen Anordnungen Folge leisten, auch in Gegenwart anderer Personen.«

»Gewiss, gewiss, aber ...«,

Brockhof machte nur noch eine Handbewegung, um ihm Schweigen zu gebieten, und ging in des Kommerzienrats Schlafkammer, dessen Tür er angelehnt ließ. Es lag mit Helbig und Karl Georgs Arbeitsräumen in einer Flucht; alle drei bekamen ihr

Licht vom Garten her durch große Fenster in der einen Schmal-  
seite von jedem Zimmer.

Der Kommerzienrat war in hilfloser Aufregung. Das, was Brockhof ihm eröffnet hatte, ließ für den Augenblick sogar den Ärger über den Verdacht erweckenden Fehler in der Bankabrechnung zurücktreten. Er lief mit unsicheren Schritten in seinem Büro hin und her und sprach abwechselnd halblaut oder nur in Gedanken mit sich selbst. Immer wiederholten sich in diesem angstvollen Selbstgespräch die beiden hässlichen Worte: Tod und Mord.

Bald aber unterbrach ihn der Klang von Tritten im Flur, und Karl Georg, noch in Hut und Mantel, kam von dort herein. Er sprach schnell, schon im Eintreten. »Ich wollte dir doch gleich sagen, dass der alte Ebisberg pünktlich angekommen ist. Zunächst ist er ins Hotel gefahren, wohin ich ihn begleitet habe. Dann fährt er zum Friedhof hinaus, um noch einmal den Sohn zu sehen; hinterher, gegen Mittag, will er hierherkommen.«

»Ist er da? Gut. Übrigens, ich habe noch mit dir zu reden. Meine Bankabrechnung stimmt nicht. Ich soll vor einer Woche dreißigtausend Mark auf einen Scheck abgehoben haben. Das ist falsch, und ich habe den dringenden Verdacht, dass jener Scheck gefälscht ist.«

»Wie sollte das möglich sein? Du verwahrst ja dein Scheckbuch immer in deinem Geldschrank.«

»Allerdings. Aber es ist eine Möglichkeit, ich meine sogar, mich dessen zu erinnern, dass ich das Buch vor acht Tagen ungefähr auf meinem Tisch hier habe liegen lassen.«

»Du musst ja durch eine Vergleichung von Buch und Rechnung leicht feststellen können, ob etwas nicht stimmt.«

Karl Georg sprach, ohne seinen Schwiegervater anzusehen. Seine Blicke waren starr auf das Fenster und auf die halb entlaubten Bäume des Gartens gerichtet.

»Das kann ich auch. Das will ich auch. Aber in deiner Gegenwart soll es geschehen.«

»Gern. Ich will nur eben Hut und Mantel ablegen.« Er wendete sich zur Tür seines Arbeitszimmers. Helbig rief ihm noch nach: »Und ich sage dir vorher: wenn meine Vermutung richtig ist, wenn der fragliche Scheck wirklich gefälscht worden ist, wer mir das, angetan hat, wer es auch sein mag, den übergebe ich heute noch dem Gericht.«

Karl Georg antwortete nicht, sondern ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Im selben Augenblick öffnete sich die gegenüberliegende von Helbigs Wohnzimmer, und Brockhof trat ganz leise hinaus. Er legte den Finger auf den Mund, um dem Kommerzienrat auch jetzt wieder Schweigen zu Befehlen, und eilte zu dessen angstvollem Erstaunen schräg durch den Raum dorthin, wo neben dem Geldschrank der Schornstein aus der Wand Vorsprung. An seine Mauer legte Brockhof ein Ohr; als er sich wieder aufrichtete, bildeten seine Lippen das eine, kaum vernehmliche Wort »Kanaille!« Dann trat er neben Helbig, der in einen der Sessel gesunken war und mit seinen Händen die beiden Armlehnen umklammerte. Zu ihm niedergebeugt, flüsterte Brockhof: »Bleiben Sie ruhig hier sitzen. Tun Sie, was ich Ihnen sage.«

Der Kommerzienrat konnte nichts erwidern. Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich, de la Motte erschien in ihr, eine schwarze Gestalt in braunem Rahmen. Er prallte zurück, als er Brockhof an der Seite Helbigs erblickte, und machte unwillkürlich eine Bewegung rückwärts in sein Zimmer.

Aber Brockhof ging ihm entgegen und sagte mit einer kalten, schneidenden Höflichkeit: »Lassen Sie sich nicht stören, Herr de la Motte. Zufällig bin ich eben gekommen, erfuhr auch bereits vom Herrn Kommerzienrat, um was es sich handelt. Ihre geschäftlichen Angelegenheiten müssen selbstverständlich allem anderen vorgehen.«

Helbig sah fragend auf ihn. »Ich weiß nicht, soll ich ...?«

»Gewiss, Herr Kommerzienrat, Sie müssen das notwendig erledigen. Aber Sie sind leidend, sind angegriffen von dem gestri-

gen Tag. Halten Sie sich ruhig und geben Sie mir den Schlüssel vom Geldschrank. Im Geldschrank hier liegt ja doch Ihr Scheckbuch, nicht wahr?«

Brockhof sah nicht auf den Kommerzienrat, obwohl er scheinbar mit ihm sprach, sondern hatte seine Blicke durchdringend auf de la Motte gerichtet, der unter ihrem Einfluss in sich zusammensinken und kleiner zu werden schien.

»Hier sind ... ja, hier sind meine Schlüssel«, sagte der Kommerzienrat mit einem bangen Stöhnen. »Aber wollen Sie wirklich selbst ...?«

»Sie haben recht, Herr Kommerzienrat. Ein Fremder ist nicht berufen, den Schrank hier zu öffnen, der Ihre Geschäftsgeheimnisse birgt, Herr de la Motte, wollen Sie die Güte haben, den Schrank aufzuschließen?«

Karl Georg rührte sich nicht, um die Schlüssel zu nehmen, die Brockhof ihm entgegenhielt. Er sagte mit einer Stimme, die ganz heiser, mit Anstrengung hervorkam: »Ich erledige keine Geschäfte, wenn Fremde zugegen sind. Und Sie sind mir ein Fremder.«

»Aber Ihr Herr Schwiegervater wünscht es. Nicht wahr, Herr Kommerzienrats?«

»Ja, ja, gewiss ... natürlich ... ist es mein Wunsch.«

»Also haben Sie die Güte, Herr de la Motte.«

Karl Georg richtete sich empor. Ein wildes, bösertiges Feuer brach ihm aus den Augen. »Ich habe bisher nicht gewusst, Herr von Hofen, dass Ihnen ein Recht über mich und meine Handlungen zusteht. Ich leugne dieses Recht und ich entscheide selbst über das, was ich tun und lassen will.«

»Aber wenn Ihr Herr Schwiegervater Sie durch mich bitten lässt?«

»Es macht mir keinen Eindruck, wenn es durch Sie geschieht. Sie haben einen Ton gegen mich angeschlagen ...«

Ein leises Klopfen an der Tür vom Flur her unterbrach seine zornige Rede. Gleich darauf trat Professor de la Motte herein; er

hielt seinen kleinen Enkel an der Hand.

Karl Georg fuhr zusammen beim Anblick des Kindes. Bevor noch einer der anderen reden konnte, rief er dem Knaben zu: »Hans, geh hinaus, du hast hier nichts zu suchen!«,

»Ach Vater, ich wollte dir ja nur den schönen Ball zeigen, den Großvater mir mitgebracht hat.« Er hob einen Gummiball in die Höhe, der in lustigen Farben rot und blau bemalt war.

Jetzt wandte der Professor sich an seinen Sohn. »Ich habe Hans den Ball aus der Stadt mitgebracht, ich war gestern dort. In deinem Interesse, du warst ja bei mir und batest mich um etwas. Ich will es hier nicht näher bezeichnen, aber ich will dir sagen, dass ich nach Mitteln gesucht habe, deinen Wunsch, dessen Erfüllung mir zunächst unmöglich erschien, doch noch zu befriedigen. Und ich habe heute Morgen ein Telegramm erhalten, dass es möglich ist. Sieh, darum bin ich gekommen.«

In Karl Georgs Gesicht fing es an zu arbeiten. Seine Lippen zuckten, bebten, stammelten undeutliche Worte. Dann brachen Tränen ihm aus den Augen und strömten über das Gesicht, indem er schluchzend, fast schreiend ausrief: »Du wolltest, wolltest, für mich für mich!« Er schlug sich mit den Fäusten auf die Stirn, als ob er sich den Schädel zermalmen wollte. Zehnfach verstärkt wiederholte sich der Zusammenbruch der Nerven, den am Abend vorher seine Frau miterlebt hatte.

Leise war Brockhof neben das Kind getreten und beugte sich zu ihm hinab. »Komm, kleiner Kerl, zeige du mir deinen Ball. Ja, der ist schön. Wir wollen zusammen spielen.«

»Lassen Sie das Kind!«, schrie Karl Georg ihn an. Aber Brockhof hatte den Ball bereits ergriffen und über den Teppich hin gerollt, so dass er unten am Geldschrank liegen geblieben war.

»Gehe hin, mein Junge«, sagte Brockhof, ohne de la Mottes Ausruf zu beachten. »Hol dir den Ball und wirf ihn mir wieder zu.«

Karl Georgs Gestalt schien von einem Krampf gepackt, verzerrt und geschüttelt zu werden. Seine zu dem Knaben ausge-

streckten Hände krallten sich zusammen und öffneten sich, aber nur, um die gleiche Bewegung zu wiederholen. »Hans. Hans. komm zu mir!« Seine sich überschlagende Stimme kreischte, Wahnsinn schien in seinen Augen aufzuglühn.

»Ich komme ja gleich, Vater. Ich will mir nur meinen schönen Ball holen.« Der Knabe lief ein paar Schritte zu der Stelle, wo der Ball am Boden lag. Da stieß de la Motte einen Schrei aus, der wie der eines Tieres klang. »Du sollst nicht, sollst nicht, ich will es nicht!« Er stürzte hinter dem Kind her, fasste den Knaben, hob ihn auf und hielt ihn an seine Brust gepresst, während neue Tränen ihm aus den Augen stürzten.

Da trat Brockhof an seine Seite. Sein oft so heiteres Gesicht war in einen großen, feierlichen Ernst verwandelt, und in seiner Stimme klang es wie dröhnendes Metall. »Setzen Sie das Kind nieder, Herr de la Motte. Sie verdienen es nicht, ein reines Wesen wie dieses in Ihren Armen zu halten. Aber mein Zweck ist erreicht. Sie haben sich in diesem Augenblick schuldig bekannt.«

»Was wollen Sie von mir?« Grünliche Blässe bedeckte Karl Georgs Gesicht; aus den wie gelähmt herabsinkenden Armen glitt ihm das Kind, von Brockhof aufgefangen.

»Ich will Sie selbst. Ich weiß, weshalb Ihr Sohn jene Stelle dort nicht betreten soll. Sie haben gefürchtet, er würde tot niedersinken, wie gestern Ebisberg an diesem selben Platz. Denn Sie haben eine große, geheimnisvolle Kraft herabgewürdigt, Ihnen als Mordwaffe zu dienen. Sie haben den elektrischen Strom, der aus den Wassern der Berge quillt, hierher geleitet in diesen friedlichen Raum, und haben jenes blanke Metall, das die Früchte der Arbeit schützen soll, tödlich gemacht für jeden, der es berührt.«

»Meinen, meinen Geldschrank?« Der Kommerzienrat schrie die Worte lallend, mit ausgestreckten Händen. Wie versteinert starrte Professor de la Motte in verständnislosem Entsetzen auf seinen Sohn.

»Sie haben ein Verbrechen ersonnen, das ebenso fantastisch ist, wie gemein und feig. Mir ist es vergönnt gewesen, den Mann zu

retten, den Sie morden wollten. Ihren Schwiegervater wollten Sie töten, durch einen Zufall ist Ebisberg Ihr Opfer geworden. Aber Sie haben darum auf Ihrem Weg nicht haltgemacht. Sie haben heute, weil Ihre Fälschung entdeckt worden war, den Anschlag auf Ihren Schwiegervater wiederholt. Aber sehen Sie her!«

Brockhof trat mit ein paar großen Schritten an den Geldschrank heran und legte seine Hand auf den blanken Stahl. »Ich berühre das Metall, dessen Berührung tödlich sein sollte nach Ihrem Willen. Ich wusste, dass keine Gefahr dabei war, als ich Ihren Knaben aufforderte, sich dort sein Spielzeug zu holen. Sie glaubten den tödlichen Strom noch in Kraft, aber ich habe vorgesorgt und habe die Kabel, die den Tod hineintrugen in dieses Haus, schon gestern Abend abgeschnitten.«

»Wer sind Sie, Mann?« Ganz leise, mit erschlaferten, trockenen Lippen tat Karl Georg die Frage.

Brockhof zog seine Legitimationskarte hervor und hielt sie de la Motte hin. »Lesen Sie. Dann werden Sie sehen, dass ich berechtigt bin, so mit Ihnen zu sprechen. Und ich verhafte Sie kraft meines Amtes im Namen des Gesetzes.«

Er ging zur Flurtür, öffnete sie, rief hinaus: »Kommen Sie, Schutzmann Weber. Übernehmen Sie die Wache bei diesem Herrn. Sie dachten wohl, Herr de la Motte, Sie hätten es mit mir allein zu tun. Aber das ist ein Irrtum. Der Mann hat sich auf meinen Befehl im Garten verborgen gehalten, bis er Sie nach Hause kommen sah. Dann hat er sich draußen auf dem Flur postiert. Ein paar Kollegen von ihm stehen jetzt noch im Garten. Sie sehen, es ist gut für Sie gesorgt.«

Karl Georg nickte vor sich hin. »Sie haben mich überlistet und mich besiegt. Ich versuche keinen Widerstand. Aber der Schuldige steht nicht hier. Der Mann dort ist es!«

Er wies mit ausgestreckter, auf und nieder bewegter Hand auf Helbig, der aufzuspringen versuchte, jedoch wieder in seinen Sessel zurücksank und nur jammernd ausrief: »Ich ... ich?« Der Professor stand wankend, mit halb geschlossenen Augen, auf ei-

nen Stuhl gestützt. Leise weinend hatte sein Enkel sich an ihn geschmiegt.

»Du ... du, jawohl, du!« Karl Georg hatte sich, einem zum Sprung bereiten Raubtier gleich, niedergebeugt und schrie seine wahnsinnigen Anklagen Helbig zu. »Betrogen und misshandelt bin ich von dir worden, seit ich in dieses Haus gekommen bin. Du hast mir mein Leben zerstört, und ich habe dich dafür gehasst, wie nur ein Mensch den anderen hassen kann. Ich habe für mich gejubelt, als mir der Gedanke gekommen ist, wie ich dich töten könnte gerade hier an der Stelle, wo du das Geld aufspeicherst, von dem du mir niemals geben wolltest. Und ich würde wieder jubeln, wenn du jetzt wirklich tot hier vor meinen Füßen lägst.

Nein, vorsichtiger wäre ich gewesen als das erste Mal. Ich hätte dich hübsch hinübergetragen in dein Zimmer nebenan ...«

»Es ist genug!« Brockhof hatte seine Hand schwer auf die Schulter de la Mottes gelegt. »Schutzmann Weber, bleiben Sie bei dem Herrn, ich will Ihre Kollegen rufen. Dann bringen Sie ihn fort.«

Er ging hinaus; gleich darauf ertönte draußen ein lauter Pfiff. Karl Georg betrachtete den Schutzmann mit einem eigentümlichen Lächeln. »Sie wollen mich verhaften? Kommen Sie her. Wollen Sie mich vielleicht auch fesseln? Sehen Sie, hier sind meine Hände.«

Scheinbar um sich fesseln zu lassen, hob er die ausgestreckten Arme gegen Weber, dann aber gab er plötzlich mit geballten Fäusten dem Schutzmann einen Stoß, dass er zurücktaumelte, wandte sich mit Blitzes gleicher Schnelligkeit nach links und stürzte durch die Tür zu seinem Arbeitszimmer hinaus, deren Schloss er im selben Augenblick abspernte.

Der Schutzmann warf sich an die Tür, an deren Schloss er vergeblich rüttelte. Nun ertönte draußen aber auch schon die Stimme Brockhofs, der laut »Hierher, hierher!« schrie.

Weber stürzte hinaus; vom Garten her waren auch seine beiden



Genossen ins Haus eingedrungen. Die Tür am Ende des Flurs, die zur Brücke führte, stand offen. Brockhof rief ihnen zu: »Dort-hin, rasch, da hinaus ist er entflohen!«

Die drei Polizisten stürmten aus der offenen Tür und über die Brücke. Vor ihnen auf dem schmalen Weg, der an der Klamm entlang in die Höhe führte, sahen sie die flüchtige Gestalt. Sie jagten ihr nach; Weber war der erste, der in ihre Nähe kam. Er lief den steilen Pfad in rasender Eile hinan, er wollte wiedergutmachen, was er versehen hatte. Jetzt war der Flüchtling nur noch zehn Schritte vor ihm. De la Motte hörte die schweren Tritte seines Verfolgers, er sah sich um, die Größe der Gefahr zu erkennen, glitt aus auf dem steinigem Weg, taumelte, verlor den Halt, stürzte hinab über die jähe Wand in furchtbare Tiefe. Halb erstickt klang ein wilder Schrei hinein in das Brausen des Wassers.

Als Weber an die Stelle des Absturzes gekommen war und in die steile Klamm hinunter spähte, klang ihm kein Ton des Lebens mehr entgegen. Zerschmettert lag der Körper de la Mottes in der durchbrausten Tiefe, zerschellt am Fuß des goldenen Felsens.

## Vierzehntes Kapitel

Auf den ersten Lärm im Haus, das Pfeifen und Rufen Brockhofs, die lauten Tritte der fortstürmenden Schutzleute war Martha von oben heruntergekommen. Während sie, noch auf der Treppe war, schrie Helbig ihr entgegen: »Dein Mann ist ein Schuft! Er hat mir nach dem Leben getrachtet, mir, deinem guten, alten Vater, der so gern ein paar Jahre noch leben möchte. Dein Mann ist es, der Ebisberg umgebracht hat; mich hat er morden wollen und ihn hat er getroffen!«

Martha taumelte, sie musste sich am Treppengeländer halten. Aber indem sie mit entsetzten Blicken in den Flur hinunter spähte, von wo die grässliche Kunde zu ihr herauf klang, traf ihr

Auge den Professor de la Motte. Der alte Mann stand bewegungslos in tödlicher Starrheit neben ihrem Vater. Kein Laut kam von seinen Lippen. Er fragte nicht, widersprach nicht; aber in seinen weit aufgerissenen Augen war ein Grausen, als ob er die Welt um sich her zusammenbrechen sähe.

Mit einer schnellen Regung heißen Mitleids ging Martha, sich selbst vergessend, eilig hinunter zu ihm.

Sie legte mit frauenhaft gütiger Bewegung ihren Arm um seine Schultern, zog ihn leise zu sich heran. Sie sprach nicht, aber in ihrer sanften Berührung war alles an Trost und Mitgefühl, was ein Mensch dem anderen in so furchtbarer Stunde geben konnte.

Brockhof, der den Schutzleuten langsamer gefolgt war, kam jetzt wieder zurück. Sein Gesicht war noch ernster geworden und er sagte halblaut: »Er hat gebüßt. Sein Körper liegt zerschmettert unten in der Klamm.«

Der Professor wankte, wie wenn ein Baum von der Axt an der Wurzel getroffen wird. Auch durch Marthas Körper ging ein Zucken, fester umschlang sie den alten Mann.

»Wir müssen Leitern haben und Stricke«, sagte Brockhof nun, »um den Toten heraufzuholen. Kann ich ein paar Arbeiter bekommen aus der Fabrik, um zu helfen?«

»Aber natürlich, so viel Sie wollen. Seien Sie nur so gut, mein lieber Herr von Brockhof, und gehen Sie selbst hinüber, meine Füße tragen mich nicht mehr, ich bin zu schwer heimgesucht worden. Wenden Sie sich an den Herrn Ingenieur Burkhardt, er ist geschickt und ruhig.«

Brockhof eilte davon, Helbig zog sich einen Stuhl her und sank schwer darauf nieder, um sein Gebrochensein deutlich zu zeigen.

An der offen gebliebenen Tür zu der Brücke hin glitten die Gestalten der Arbeiter mit Leitern und Stricken vorüber. Mit ihnen kam Burkhardt; er suchte mit einem Blick in dem dämmerigen Flur im Vorbeigehen Marthas Gestalt. In ihr aber überwog in diesem Augenblick das Gefühl ihrer Pflichten jedes andere Gefühl.

Sie machte sich leise los von Professor de la Motte, nahm den Knaben, der vom Großvater zur Mutter hinübergelaufen war und sich weinend an sie gedrängt hatte, bei der Hand und sagte: »Das Kind will ich hinaufbringen. Und vielleicht, es kann ja doch sein, dass noch Rettung möglich ist, ich will nach Verbandszeug suchen.«

Sie ging hinauf, die beiden Männer blieben allein im Flur.

Nach einer halben Stunde kam Brockhof, berichtete, dass die Leiche geborgen worden sei, und fragte, wohin sie gebracht werden solle. Der Kommerzienrat hob abwehrend seine Hände: »Nicht hierher, nicht in mein Haus! Ich will den Schuft nicht mehr sehen, der mich hat ermorden wollen.«

Der Professor zuckte zusammen bei seinen Worten, doch sprach er auch jetzt noch keine Silbe. Brockhof schien einen Augenblick zu überlegen; dann trat er nahe zu Helbig heran und sagte leise: »Herr Kommerzienrat, ich möchte doch raten, den Toten hierher bringen zu lassen. Wenn wir alles Aufsehen vermeiden, kann das, was geschehen ist, unter uns bleiben und jeder Skandal vermieden werden. Ich meine, das ist besser für Ihr Haus und Ihr Geschäft. Und auch noch in anderer Hinsicht. Ich habe davon reden hören, dass man beabsichtigt, Ihnen den Adel zu verleihen. Das müsste wohl unterbleiben, wenn der Skandal nicht unterdrückt würde.«

»Haben Sie das gehört, Wahrhaftig? Den Adel, ach, das wäre wieder ein wenig Sonnenschein für mich schwer geprüften alten Mann. Ja, ja, Sie haben recht. Bringen Sie den Toten hierher, jetzt kann er mir ja nichts mehr zu leide tun. Aber sehen will ich ihn nicht.«

»Das kann ich verstehen. Und Sie, Herr Professor, Sie müssen sich den traurigen Anblick auch noch ersparen. Kommen Sie, ich führe Sie hinein.«

Willenlos, wie nachtwandelnd, ließ der Professor sich von Brockhof in das Wohnzimmer des Kommerzienrates führen. Helbig rief Brockhof noch zu: »Lassen Sie die Leiche nach oben

bringen in den Saal. Dort stört sie mich am wenigsten ...«,

Eine halbe Stunde später lag die Leiche Karl Georgs in dem großen Festsaal des oberen Geschosses aufgebahrt. Nur ein Teil der elektrischen Lampen war eingeschaltet worden, um zu starke Helle zu meiden, und so lag die gleiche geheimnisvolle Dämmerung über dem Raum wie damals in der Nacht, als der Tote hier vor das große Familienbild hingetreten war, von seinem Hass getrieben, von dem aufkeimenden Mordgedanken erfüllt. Über ihm an der Wand schwebten die halb erkennbaren Gestalten des Bildes und schauten mit ihren gemalten Augen auf sein totes blasses Gesicht. Ein weißes Laken bedeckte den zerschmetterten Körper bis an den Kopf hinauf. Keine Blume war auf das weiße Tuch gestreut, nur einige Kübel mit Palmen, die für gewöhnlich schon den Festsaal schmücken, waren herbei gerückt worden und umgaben den Toten mit nieder geneigten Wedeln. Ein paar Kerzen flackerten ihm zu Häupten und mischten ihr bewegtes Licht in den unbewegten Glanz der elektrischen Lampen. Ein leiser, flimmernder, goldener Schein von den vereinigten Lichtern floss über den Toten hin, und mit mattgoldenem Schimmer leuchtete der aus dem Bild hervorwachsende, von der allegorischen Figur gehaltene Lorbeerkranz hoch über ihm gleich einem höhnnenden Symbol des goldenen Preises, um den er sein Leben verspielt hatte.

Martha, Brockhof und Burkhardt hatten mit ein paar Arbeitern zusammen den Raum hergerichtet als passenden Rahmen für das traurige Bild. Es war nichts dabei gesprochen worden, als ab und an ein leises Wort wegen irgendeiner notwendigen Anordnung. Jetzt war alles fertig, Brockhof hatte sich entfernt und auch die helfenden Arbeiter mit sich genommen; Martha war mit Burkhardt allein geblieben. Sie waren ans Fußende vom Totenlager getreten, standen dort lange wortlos nebeneinander und schauten auf das bleiche, mit einer großen Wundspur auf der Stirn gezeichnete Gesicht hinab. Eine lautlose Stille war um sie her; nichts bewegte sich, als mitunter die Flammen der Kerzen.

Dann schien es, als ob das Antlitz des Toten sein gewohntes Lächeln für Sekunden wiederfände.

Zuletzt wendete sich Martha von ihm ab, richtete die Augen auf Burkhardt und schaute tief hinein in die seinen. Dann hob sie die Hand und sagte leise: »Vergib mir, Max.« Er beugte sich nieder und fasste die dargebotene Hand mit festem, behendem Druck. Worte fand er nicht. Nur sein Händedruck sagte, dass er ihr vergab. Dann riss er sich los und eilte stumm davon.

Unten in des Kommerzienrates Wohnzimmer saß Brockhof dem Professor und Helbig gegenüber. De la Motte hatte noch immer kein Wort gesprochen, und als Brockhof sein entstelltes, entgeistertes Gesicht erblickte, nahm er leise des alten Mannes Hand und sagte: »Mein lieber, verehrter Herr Professor, glauben Sie mir, es ist mir selten eine Pflichterfüllung so schwer geworden wie heute hier im Gedanken an Sie. Und jetzt, ich bin dem Herrn Kommerzienrat noch Aufklärung schuldig, wie mein Verdacht sich zuerst auf die richtige Spur gelenkt hat, und was ich getan habe, sie zu verfolgen. Wollen Sie sich nicht lieber das Anhören meines traurigen Berichtes ersparen?«

Der Professor sprach auch jetzt nicht, er zog nur seine Hand aus der Brockhofs und hob sie verneinend und abwehrend auf.

»Gut, wenn Sie bleiben wollen, ist es recht. Gewissheit und Klarheit sind ja schließlich auch immer das Beste.«

»Erzählen Sie nur endlich«, mahnte der Kommerzienrat ungeduldig.

»Also hören Sie. Dass ich einer Gaunergesellschaft wegen hiergeschickt worden bin, wissen Sie ja schon von mir, Herr Kommerzienrat. Auch, dass ich mir in Ihrem Haus, das ich von Einbrechern bedroht wusste, deshalb Eingang verschaffte. Der Zutritt ist mir, wie Sie wissen, durch den Verstorbenen vermittelt worden. Ich hatte seine Bekanntschaft im Kurhaus gemacht, ihn dann auch ein paar Mal in der jetzt größtenteils verhafteten Spielergemeinschaft gesehen. Ich hatte von vornherein selbstverständlich keinerlei Verdacht irgendwelcher Art gegen ihn. Es

fiel mir nur auf, dass er sich so viel in so zweifelhafter Gesellschaft bewegte, sichtlich auch ein sehr opulentes Leben führte und viel Geld verlor.«

»Mein Geld, jawohl; mein gutes, mühsam verdientes, mir gestohlenen Geld!« murrte der Industrielle.

»Ich wusste, dass er sich bei diesem Dellwitz in den Händen eines mit allen Wassern gewaschenen, berufsmäßigen Spielers befand; seine Verluste mussten also beständig zunehmen. Ich dachte mir aber noch nicht mit Bestimmtheit irgendetwas Böses, bis ich durch Zufall darauf zukam, als der Herr Ebisberg im Zimmer hier nebenan seinen Tod gefunden hatte.«

»Das alles wissen wir ja schon«, sagte Helbig mit wachsender Ungeduld. »Sprechen Sie nun endlich deutlich von ihm, von diesem.« Ein Blick auf den Professor ließ ihn das Wort unterdrücken, das ihm auf der Zunge lag.

Brockhof nickte mit langsamer Bewegung. Er sprach auch langsam, seiner sonstigen Art entgegen, offenbar aus der schonenden Rücksicht für de la Motte, um ihm Zeit zu geben, sich in das Furchtbare zu finden. »Damals ereignete sich zuerst etwas, das mir Ihren Schwiegersohn in sonderbarem Licht erscheinen ließ. Wie Sie sich erinnern werden, ging er in sein Zimmer, um ein Glas Wasser für den vielleicht nur Ohnmächtigen zu holen, das ihm dann, scheinbar durch Ungeschicklichkeit, aus der Hand glitt. Ich stand nahe dabei und sah, wie das Wasser auf der linken Seite des Körpers hinunterfloss. Als ich dann hinterher niederkniete, fand ich aber, dass der Teppich auch auf der anderen Seite des Toten feucht war. Ich kam dadurch auf den Verdacht, er sei schon vorher mit Absicht angefeuchtet worden, das Verschütten des Wassers hätte das nur undeutlich machen sollen. Warum es geschah, war mir allerdings vorläufig noch unklar. Ich konnte ja nur mit größter Vorsicht nachforschen, vermied es natürlich auch, mit irgendjemand darüber zu sprechen. Dass Ihr Schwiegersohn im Nebenzimmer gewesen war, als Ebisberg starb, hielt ich für höchst wahrscheinlich. Weil ich nun

aber bereits einen unbestimmten Verdacht gegen ihn hatte, vermied ich es absichtlich, ihn darum zu fragen.«

»Von ihm hätten Sie ja doch nur Lügen zu hören bekommen!«

»Vermutlich. Auch erfuhr ich von anderer Seite, was ich wissen musste. Die während meiner Abwesenheit bei Ihnen eintreffende Meldung vom Kurzschluss in der Fabrik war für mich ein Blitz der Erkenntnis. Das Gleichzeitige der beiden Ereignisse führte mich auf den Gedanken, dass Elektrizität im Spiele sei. Man hat ja häufig Sicherungen gegen Diebstahl mit Hilfe dieser Kraft eben an Geldschränken. Dass dabei schwächere Ströme verwendet werden, ändert nichts am Prinzip. In gleicher Weise konnte hier auch einmal ein Strom von tödlicher Kraft ins Haus hinein und an den bestimmten Ort geleitet worden sein. Jetzt war mir auch klar, warum ich den Teppich angefeuchtet gefunden hatte. Sie wissen jedenfalls noch genauer als ich, dass feuchte, womöglich mit Salzwasser getränkte Stoffe bessere Leiter für den Strom sind als trockene.«

»Natürlich, natürlich, dieser Satan! Deshalb hat er in den Büchern studiert!«

»Eine Metallplatte, die den Strom aufnahm, konnte ja gut unter dem Teppich verborgen sein, ich habe sie tatsächlich auch später gefunden.«

»Alle Wetter nochmal! Und ich bin ganz harmlos in dem Zimmer herumgelaufen!«

»Nun, die wirkliche Gefahr blieb ja doch auf die bestimmten Zeiten beschränkt, wenn die Leitung eingeschaltet war. Hätte sie ständig funktioniert, so wäre wohl nicht Ebisberg allein das Opfer gewesen. Meine Vermutung, dass er auf solche Weise verunglückt sei, bestätigte sich bald, obwohl ich natürlich sehr vorsichtig bei meiner Untersuchung vorgehen musste. Hier im Haus war sie zunächst fast ganz unmöglich. Aber ich sagte mir, dass der elektrische Strom notwendig von der Kraftleitung hergeführt sein musste, die dort oben aus der Klamm herkommt und in die Fabrik hinunterführt.«

»Mit meiner Leitung, mit meiner eigenen Leitung hat mich der Mensch ermorden wollen! Ein Scheusal, wahrhaftig, ein Scheusal!«

»Ein Gang an der Schlucht hinauf zeigte mir, dass nur an einer einzigen Stelle die Kraftentnahme möglich, das heißt, unbemerkt möglich war. Das ist an dem alten Wachturm dort oben, an dem die Leitung hinläuft und wo sie dann auch, ausnahmsweise, statt an einem Pfahl, an der Mauer befestigt ist.«

»Natürlich, Sie haben ganz recht gesehen. Sie läuft unter dem einen halb ausgebrochenen Fenster hin, und ich habe deshalb den Turm auch immer verschlossen halten lassen, damit nicht ein Unglück passieren sollte. Denn die alten Treppen sind ja noch im Turm, und so hätte ganz gut einmal irgendwer zufällig an das Fenster kommen und von dort aus die Leitung berühren können.«

»Aber der Schlüssel zum Turm wird vermutlich hier im Haus verwahrt, und Ihr Schwiegersohn konnte mühelos daran kommen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Auf solche Schändlichkeit im eigenen Haus kann man doch nicht gefasst sein! Den Turm lasse ich aber jetzt abreißen.«

Der Professor legte seine Hände vor das Gesicht und hörte so, ganz in sich zusammengebrochen, auf die Fortsetzung von Brockhofs furchtbarem Bericht. »Ich sah dort am Turm von außen schon, dass eine Verbindung zur Hauptleitung sehr wohl verborgen herzustellen war; der Turm ist ja bis oben mit Efeu bewachsen. Als ich aber das erste Mal hinkam, war die Verbindung bereits ausgeschaltet. Ihr Schwiegersohn hatte vermutlich auf den Kurzschluss gerechnet und vorausgesehen, dass die Leitung sofort sorgfältig untersucht werden würde. So war er mir denn schon zuvorgekommen. Ich wusste nun aber, von wo seine beiden Kabel für den doppelten Strom ausgehen mussten, fand sie dann auch bald auf. Das dichte Farn- und Heidekraut am Burghügel verbarg sie ja wundervoll bis an die Brücke hinab,



auch waren sie vor der Tür des Turms mit Schutt und Erde sehr geschickt überdeckt. Er muss bei Nacht mit einer Laterne gearbeitet haben, von ihr ist jedenfalls der helle Schein durch das Fenster des, Turms auf den gegenüberliegenden Felsen gefallen, von dessen Leuchten ja die Leute so viel geredet haben.«

»Da muss er auch gestern Abend wieder droben gewesen sein, man hat ja doch den goldenen Schein auch gestern gesehen.«

»Diesmal war ich sein Erzeuger. Bei meiner ersten Besichtigung des Turms fand ich ihn fest verschlossen und war mit Nachschlüsseln, die ja die Polizei so nötig hat wie die Gauner, noch nicht versehen. Ich musste darum gestern Abend noch einmal hinauf, und meine Taschenlaterne hat bei der Gelegenheit wohl den Zauber vollführt. Im Turm fand ich alles meiner Vermutung entsprechend. Hinter dem alten Holzwerk der Treppe waren die dunklen Kabel, die vom Fenster innen hinabließen kaum zu bemerken, und auf dem Boden lagen Schutt und Erde so hoch wie draußen vor der Tür. Ich hatte schon früher herausgefunden, wie geschickt unter der Brücke hier hinter dem Haus die Kabel befestigt waren. Von dort aus waren mit Steinbohrern ein paar Löcher in Mauer und Fußboden gebohrt worden.«

»Das war das Kratzen in der Wand, das Kratzen über meinem Bett! Darauf hätte ich geschworen, dass es über meinem Bett war!«

»So kamen die Kabel, die natürlich an sich isoliert waren, um gefahrlos berührt werden zu können, in das Arbeitszimmer des Herrn de la Motte hinein. Dort wurden sie dann unter Teppichen und hinter einer alten Rüstung wohl verborgen zum Kamin geführt.

In ihm, ich habe das heute Morgen ausgekundschaftet, als ich dort vor Ihnen erschien, im Kamin lief das eine Kabel wieder ein Stück an der Wand vom Schornstein hinauf, in die hier auch ein Loch hinein gebohrt war ...«

»Das muss es gewesen sein. Das Kratzen muss ich gehört haben ... das war näher bei mir.«

»Durch eine geschickte Vorrichtung konnte das eine Kabel in diesem Loch befestigt und mit seinem glatt geschnittenen Ende gegen den Stahl des Geldschrankes gepresst werden; das andere lief durch ein zweites Loch hinter dem Schrank her zu einer Metallplatte, dicht unter dem Teppich verborgen war. Wenn oben ausgehängt war, dann war die Leitung damit abgestellt, mit einem Griff aber vom Kamin aus war die Verbindung wiederherzustellen. Die Berührung des Geldschrankes brachte dann den Tod.«

»Ist jetzt auch wirklich keine Gefahr mehr dabei?«

»Nein, jetzt nicht mehr. Sie haben es ja gesehen. Ich hatte gestern Abend oben am Turm die Leitung ausgehängt gefunden und konnte daher ohne Gefahr im Gebüsch an den Kabeln hin kriechen und sie dort in der Mitte durchschneiden. Damit war jede Gefahr für dieses Haus beseitigt. Er muss aber in der Nacht noch einmal oben gewesen sein; heute früh fand ich die Leitung am Turm wieder eingehängt. Nur die Kabel in den Büschen hat er nicht noch einmal revidiert.«

»Sie haben sich aber wahrhaftig für mich geopfert, Herr von Brockhof, Sie müssen ja gearbeitet haben wie ein Pferd!«

»Nicht mehr als der Mann, den ich zu verfolgen hatte. Für diesen Plan muss er Nächte durchgearbeitet haben. Er hat sein Leben gewagt, als er im Spargenwerk unter der Brücke herumgeklettert ist über am Wasser, um die Kabel dort am Holzwerk zu befestigen. Er hat Fantasie, Kombinationsgabe, Fleiß und Fertigkeit bis aufs äußerste angespannt, um sein verborgenes Werk zu vollenden. Er hat auch der Gefahr getrotzt, sein Verbrechen rasch aufgedeckt zu sehen, wenn ein Opfer Brandwunden zeigte; das konnte ja so gut eintreten wie das Gegenteil. Das alles hat er auf sich genommen. So sehr, Herr Kommerzienrat, hat Ihr Schwiegersohn Sie geliebt!«

Hier am Ende seines Berichtes, den er bis dahin aus Rücksicht auf den unglücklichen Professor de la Motte mit stets gleicher Sachlichkeit und Ruhe vorgetragen hatte, zeigte Brockhof zum

ersten Mal eine Spur seiner gewohnten Ironie. Sonderbarerweise weckte diese Veränderung des Tones de la Motte aus der tiefen, verzweifelten Versunkenheit, in der er die ganze Zeit verbracht hatte. Jetzt ließ er die Hände vom Gesicht sinken, das in diesem Augenblick wie das eines Achtzigjährigen erschien, sah wirr umher und fragte ganz leise: »Wo, wo ist er?«

Rasch erhob sich Brockhof, trat neben den alten Mann und legte den einen Arm schützend um seine Schultern. Er fragte zugleich mit freundlicher Stimme: »Wollen Sie sich den traurigen Anblick nicht ersparen?«

De la Motte starrte Brockhof einen Augenblick ins Gesicht, um dann vor sich hinzumurmeln: »Er ist mein Sohn, ich habe ihn lieb gehabt, sie alle stoßen ihn von sich, ich muss zu ihm gehen.«

Mühsam stand er auf, Brockhof gab ihm den Arm. Im Flur taumelte der Professor und musste sich an der Wand halten, raffte sich dann aber auf und stieg an der Seite Brockhofs die Treppe zum Obergeschoss hinauf.

## **Fünfzehntes Kapitel**

Der Kommerzienrat hatte sich geweigert, Brockhof und de la Motte in den Saal hinauf zu folgen, aber sie fanden Martha, die noch neben der Leiche Wache hielt.

Mit schweren, schlurfenden Schritten ging der Professor bis an die Seite des toten Sohnes. Hier blieb er einen Augenblick stehen und sagte, zusammen schauernd, leise: »Mein Sohn ist ein Mörder!« Und, indem er zu Martha hinüber nickte, noch einmal: »Martha, mein Sohn ist ein Mörder!«

Dann aber ging eine plötzliche, starke Bewegung durch seinen Oberkörper, von dem er, sich schüttelnd, eine schwere Last abzuwerfen schien. »Ich will das nicht wissen, ich will das nicht hören! Du bist ja doch mein Kind gewesen, mein Karl, mein Junge!«

Die Stimme brach ihm, er warf sich auf die Knie nieder neben der Leiche, presste den Kopf auf das weiße Leinen, das den zerschmetterten Körper bedeckte. Jetzt endlich brachen ihm erlösende Tränen aus den Augen, und er fasste das Lager des Toten mit ausgebreiteten Armen. In wildem Schluchzen lag er eine ganze Weile. Brockhof und Martha standen, ohne sich zu bewegen, stumm beiseite.

Das leidenschaftliche Weinen erschöpfte sich zuletzt. Seinen Kopf hebend, richtete de la Motte nun den Blick wieder auf das Antlitz des Toten und sagte leise: »Nein, du warst nicht schlecht von Jugend auf. Das Erbteil unseres Blutes war ja doch in dir und Mordgedanken haben wir dir nicht vererbt. Von außen haben sie in dich hineingetragen, was dich schlecht gemacht hat. Mit Gold haben sie dich geblendet. Sie haben den goldenen Felsen vor dich hingestellt. An ihm ist alles, was gut in dir war, zerschellt.«

Wankend griff er mit seinen Händen in die Luft. Eilig sprangen Brockhof und Martha hinzu; sie fassten und stützten ihn und führten ihn zwischen sich vom Lager des Toten sanft hinweg.

\*\*\*

Am gleichen Tage schlossen die Gräber sich über de la Motte und Ebisberg. Der Öffentlichkeit war nichts vom wahren Sachverhalt bekannt geworden, und so gab es ein paar herkömmliche, würdevolle Totenfeiern wie andere auch. Der Geistliche sprach mit warmen Worten von den beiden so rasch aufeinander nachgefolgten Unglücksfällen, die beinahe gleichzeitig tiefes Leid über zwei befreundete Familien hochangesehener Industrieller gebracht hätten.

Der Kommerzienrat war in diesen Tagen in einer ungeheuer milden, schmerzlich tränenreichen Stimmung. Er hatte so grenzenloses Mitleid mit sich selbst und seinem unerlaubt harten Geschick, dass er, durch eine Art von Reflexwirkung, sich auch anderen gegenüber ungewöhnlich gütig zeigte. Burkhardt vor al-

lem wurde von ihm ausgezeichnet. Er hatte das Gefühl, ihm durch einen ungerechten Verdacht schweres Unrecht zugefügt zu haben, und suchte dafür ihm eine Genugtuung zu geben, die freilich zugleich den Interessen seines Geschäftes diene. Burkhardts Erfindung hatte sich glänzend bewährt, und so konnte Helbig nichts Besseres tun, als ihn dauernd an sich zu fesseln. Dass er sich aber im Stillen dabei gleichzeitig einen hübschen Lorbeerkranz wegen väterlicher Güte gegen den Sohn eines armen Werkmeisters winden konnte, gab der Sache noch einen wohlthuenden Beigeschmack.

Er hatte denn auch des alten Ebisberg Anwesenheit gleich benützt, um verschiedene geschäftliche Besprechungen mit ihm zu halten, und sie waren übereingekommen, Burkhardt an Stelle des verstorbenen jungen Ebisberg nach Amerika zu schicken. Auf dem Heimweg von der Beerdigung war die Sache perfekt geworden, und am Tag darauf erzählte Helbig seiner Tochter von dieser Abweichung.

»Er soll fort?« fragte Martha schnell. Sie war sehr bleich geworden.

»Jawohl. Es ist eine Auszeichnung für den jungen Mann, eine sehr große sogar. Aber ich bin einmal so: wenn ich selbst Kummer habe, muss ich anderen Freude machen. Es ist sozusagen eine lebenswürdige Schwäche meiner Natur.«

»Wann muss er fort?«

»Bald. Ebisberg, der tote, hatte ja schon sein Schiffsbillett für die Rückfahrt genommen. Das kann er gleich benutzen, man soll doch nichts umkommen lassen.«

»Hast du es ihm schon gesagt?«

»Nein. Er soll jetzt gleich zu mir kommen, da soll er es erfahren. Er wird mir natürlich riesig dankbar sein und wird mit beiden Händen zugreifen.«

»Wenn du mit ihm gesprochen hast, sei so gut, ihn zu mir in den Garten zu schicken.«

»Zu dir, warum denn?«

»Ich habe auch mit ihm zu sprechen.«

»Na, meinetwegen. Burkhardt ist ja dein Jugendfreund und ein tüchtiger Mensch; die Leuchtkraft seiner Lampe schlägt jede Konkurrenz. Wer weiß, was er noch einmal werden kann für mein Geschäft.«

Martha beugte den Kopf und ging zur Tür. »Du bittest ihn also, zu mir zu kommen?« fragte sie, ohne sich noch einmal umzuwenden.

»Gewiss, gewiss. Und bleibe mir nicht so lange weg. Ich fürchte mich so, wenn ich allein bin, an meinen Geldschrank mag ich schon gar nicht mehr gehen.«

Martha hörte nicht mehr, was er sagte. Sie ging mit schweren Schritten wie gelähmt hinaus. Nur das eine klang ihr im Ohr: Er geht fort!

Schwermütig und unfreundlich breitete sich der Garten mit seinen halb entlaubten Sträuchern um sie aus, traurig blickten die vom kalten Tau der Herbstnacht gebeugten Astern und Georginen sie von den Beeten her an. Der Nebel der Frühe hing noch zwischen den Bäumen; die Sonne war nichts als ein heller Fleck im unbewegtem gleichmäßigen grau der Luft.

In einer dumpfen Betäubung schritt Martha langsam auf und ab, sah Burkhardt von weitem kommen und in das Haus treten. Sie legte die Hand auf ihr Herz. In den drei Tagen, seit ihr Mann gestorben war, hatten sie einander nicht gesehen und gesprochen.

Ein krampfhaftes Beben ergriff ihren Körper, während sie wartete, bis Burkhardt wiederkam. Endlich, da war er! Suchend schritt er in den Garten hinein, erblickte Martha, die nicht fähig war, ihm entgegenzugehen. Er nahm den Hut vom Kopf, griff nach ihrer mühsam erhobenen Hand. Aber diese Berührung ließ Martha völlig zusammenbrechen.

»Du willst fort?« Gleich einem Schrei der Todesangst und Verzweiflung waren diese Worte. Zugleich stürzten Tränen aus ihren Augen, ein Schluchzen ließ ihren Körper widerstandslos er-

beben.

»Weine nicht, Martha. weine nicht so!«

»Doch, lass mich weinen. Um ihn habe ich es nicht gekonnt, es hat mich fast erstickt. Um dich kann ich weinen!«

»Aber ich kann es nicht hören. Und warum denn, es ist ja kein Grund, über mich zu weinen.«

»Doch, doch, dass du von mir gehen willst ... gerade jetzt, alles ist um mich her zusammengebrochen, es ist ja doch, als ob ich in einen Abgrund hinabgestürzt wäre ... du, du warst es allein, woran ich mich halten und worauf ich noch hoffen konnte ... nun willst du von mir gehen ...«

»Ich gehe nicht, wenn du es nicht willst.«

»Max!«

»Es ist noch nichts entschieden. Höre mich an. Eben hat mir dein Vater vorgeschlagen, an Stelle von Ebisberg nach Amerika zu gehen, er war sehr erstaunt, weil ich den Antrag, den er mit Recht für ehrenvoll hält, nicht gleich bedingungslos angenommen habe.«

»Du hast nicht ...?«

»Nein, ich habe mir einen Tag Bedenkzeit erbeten. Ich wollte nichts tun, ohne dich gefragt zu haben.«

Eine plötzliche Veränderung war mit ihr vorgegangen bei seinen Worten. Ihr Weinen war verstummt, sogar der leise Schimmer von einem glücklichen Lächeln ging über ihr Gesicht.

»Oh, das ist schön!«, sagte sie leise.

»Dass ich bei dir bleibe, nicht wahr?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Nein, weil ich nun sehe, dass du mich noch lieb hast.«

»Martha! Daran hast du gezweifelt?«

»Ach, ich bin ja so hilflos. Sieh ... du musst es verstehen, der Tote ... dass er zwischen uns ist. Ich komme mir so beschmutzt, so beschmutzt und erniedrigt vor, weil solch ein Mensch mich in den Armen gehalten hat. Ein Mörder! Und ich seine Frau! Bin ich denn noch ich selbst? Kann ich den Menschen frei ins Auge se-

hen? Ach Max, ich habe geglaubt, auch du kannst jetzt nicht mehr an mich denken wie sonst. Kannst mich nicht mehr so lieb haben wie sonst. Und als ich hörte, du solltest von mir gehen, ich habe gemeint, nun ist es aus für immer!«

»Martha, Martha, wie haben solche Gedanken dir kommen können? Wenn es etwas geben konnte, wodurch meine Liebe zu dir noch größer wurde, so war es doch nur das grenzenlose Mitleid wegen deines furchtbaren Schicksals.«

Er zog sie an sich, küsste sie mit einem Kuss, der ihr sagte, was Worte nicht ausdrücken konnten. So standen sie still einen Augenblick unter der umschleierten Sonne, vom braunen Ge-  
sträuch gegen die Blicke der Menschen geschützt.

»Nun ist alles wieder gut«, sagte Martha leise. »Jetzt weiß ich, dass du mir doch noch gehörst. Verzeih mir, wenn ich schwach und kindisch war. Diese letzten Tage waren zu furchtbar für mich.«

»Sie hätten auch einen Mann umwerfen können. Ich weiß das; denn ich habe das alles mit dir gefühlt. Wenn ich nur hätte bei dir sein, dich trösten können! Aber nun will ich auch bei dir bleiben, ich sage es noch heute deinem Vater, dass ich nicht nach drüben gehe.«

Sie legte die Hand auf seinen Arm und suchte mit ihren Augen die seinen. Auf ihr schmal gewordenes, bleiches Gesicht kam ein Schimmer von rot.

»Nein, Max, tu das nicht. Sieh, jetzt bin ich wieder ganz vernünftig und ruhig. Es war nur, weil ich dachte ... wenn ich weiß, dass du mich noch lieb hast, kann ich ganz tapfer und geduldig sein.«

»Aber ich, Martha ...«

»Nein, höre mich an. Wir dürfen Vater nicht kränken. Du kennst ihn, er ist gewohnt, seinen Willen durchzusetzen. Und wir, nicht wahr, wir müssen doch suchen, ihn für uns zu gewinnen? Er hält große Stücke von dir, und wenn du ihm jetzt noch aus der Verlegenheit hilfst, wenn du hinüber gehst nach Ameri-



ka, dann können wir hoffen, dass er später einmal ...«

Sie brach ab. Ihre Blicke, die mit einem geheimen Feuer leuchteten, ergänzten, was ihr Mund verschwieg. Nun lachte sie leise. »Nicht wahr, ich bin ganz töricht? Ein echtes Weib! Vor fünf Minuten in Tränen, weil du von mir gehen willst, und nun treibe ich selbst, dass du gehen sollst. Aber ich will ja nichts, als dass ich weiß, du gehörst mir. Das weiß ich nun wieder. Und jetzt muss es mir ja gleich sein, ob wir auch für kurze Zeit, nein, gleich ist es nicht, aber ich weiß, ich kann es nun tragen, wenn für ein Jahr ein paar hundert Meilen zwischen uns liegen. Länger, nicht wahr, länger wird es doch wohl nicht sein?«

»Ich glaube kaum. Ich bin deinem Vater hier zu nötig in der Fabrik. Aber du sollst mir kein Opfer bringen, ich gehe nicht, wenn du mir sagst, ich soll bleiben.«

»Umsonst ist kein Glück. Man muss es immer bezahlen. Für unser zukünftiges Glück müssen wir dieses Opfer bringen. Ich hoffe jetzt wieder, dass es einmal kommt, ganz hell und schön, und um dieser Hoffnung willen kann ich die Trennung ertragen.«

Er hatte sie bei den Händen gefasst, hielt sie fest, und sie fühlte das leidenschaftliche Beben seines Körpers.

Ein leichter Morgenwind ging in diesem Augenblick durch das Nebelgrau. Zu ganz kurzem Gruß schaute die Sonne hervor, glitt mit heller Hand über Marthas Gesicht.

Sie sah nach oben. »Unser Glück«, sagte sie leise.

»Was meinst du?«

»Sieh hin, unser Glück ist wie die Sonne heute. Noch fern und verhüllt vom grauen Nebel. Aber es hat uns eben begrüßt. Hat uns gesagt: Ich bin da. Nun wollen wir geduldig sein und Hoffnung haben und Vertrauen. Das ist ja das Beste für uns arme Menschenkinder, dass wir wissen: Es gibt über den Wolken einen Gott, es gibt hinter den Wolken eine Sonne.«

ENDE

